A 22000F

Frauenhefte

Berlin

Januar 1978

Nr. 6

DIE SCHWARZE BOTIN

5.-DM

Inhalt

Casanova
(Gabriele Goettle) 2

Der unheimliche Säugling
(Ute Boose) 5

Una donna
(Beatrice Brauckmann) 9

Nora
(Elfriede Jelinek) 11

Herbarium der Lüste
(Branka Wehowski) 17

Madame X
(Ginka Steinwachs) 21

Über die Wünsche
(Gisela v. Wysocki) 27

Schwachsinn
(Brigitte Classen) 28

Theorie der Weiblichkeit
(Eva Meyer) 31

Über Kurz oder Lang
(Gabriele Goettle) 39

Stille Post
(Roswitha Kaever) 41

Bildnachweis:

	Johannes Hirschmugel mit freundlicher Genehmigung des Casa Nova Museums Wien ..... 2 + 3
Gabriele Goettle	Collagen 7, 13, 29, 43
Berenice Abbot	Djuna Barnes aus: Festschrift for D. Barnes on her 80th Birthday 1972 Kent State University Libraries 19
Ulrike Ottinger	Madame X 23, 26
Catchpenny Prints	The Animal Performers 40, 42, 44

Casanova

Ein Blick in die Nr. 1 (78) des „Spiegel" läßt auf der Seite 79 das Auge prall werden vor Staunen: Heuchlerische Historiker wagen es noch heute, eine Atmosphäre gespannter Forschungsaktivitäten zu verbreiten, und das auf einem Gebiet, das seit mehr als einem halben Jahrhundert keinerlei Geheimnisse mehr birgt. Durch absichtliche Verfälschungen der Ereignisse und Personen verschaffen sie sich unentwegt frisches Untersuchungsmaterial, um sich dann hochtrabend „Casanovisten" nennen zu können. Lästig genug sind schon die amerikanischen Casanovisten, über den großen Ozean scheint immer noch keine Kunde darüber gedrungen zu sein, daß in Europa das Problem Casanova einem historischen Irrtum zu verdanken war und längst korrigiert ist. Geradezu unerträglich aber sind europäische Forscher vom Schlage Watzlawicks (ein falscher Schweizer), die immer noch als Geschichtsfälscher und akademische Betrüger ihr Unwesen in den Wissenschaften treiben.

Diesen allen möchte ich hiermit ihr Handwerk wenn schon nicht legen, so doch unfruchtbar machen, indem ich noch einmal kurz das längst weithin bekannte Werk „Casa Nova. Ein Irrtum und seine Folgen" von Erika Cantilena in Erinnerung bringe. Demnach wurde 1953 bereits allen Spekulationen und pseudowissenschaftlichen Forschungen über Casa Nova ein Ende bereitet. Erika Cantilena gab die „Unregelmässige(n) Selbstzeugnisse" und Tagebuchnotizen des Johannes Hirschmugel alias Casa Nova in einer sorgfältigen Bearbeitung heraus. Erstmalig wurde deutlich, daß es sich bei dieser geheimnisumwobenen, fast literarischen Existenz des Casa Nova um einen Menschen aus Fleisch und Blut handelte. Nachfolgend nun einige Auszüge aus diesem Werk, die dem immer noch unorientierten Leser die notwendigsten Informationen geben sollen:

Johannes Hirschmugel alias Casa Nova wurde am 15. 6. 1863 in Wien geboren, und keineswegs am 2. April 1725 in Venedig, wie es seit längerer Zeit in gewissen Kreisen lächerlicher Weise behauptet wird.

Seine Jugend verbrachte er in den stillen Gassen Wiens, in bescheidenen Verhältnissen und mit dem Geigenspiel, das ihn seine Mutter Martha Hirschmugel, geborene Lindhammer, lehrte. Der Vater, Alois Hirschmugel, war Geigenbauer gewesen, verstarb in den harten Wintermonaten 1867/68 an einer Lungenentzündung und ließ seine Frau mit drei kleinen Knaben mittelos zurück.

Ein traumatisches Erlebnis war für den noch vierjährigen die Auflösung der väterlichen Werkstatt. Täglich lagen neben dem kleinen Eisenofen mehrere halbfertige Geigen, die die Mutter aus Not und gegen die Kälte verbrannte. Nur eine einzige bewahrte sie ihrem Jüngsten auf, die dieser auch späterhin in Ehren halten sollte. Johannes entwickelte sich zu einem sensiblen, mit zarter Gesundheit behafteten jungen Mann, ein Erbe seines künstlerisch begabten Vaters. Während seine beiden Brüder bei einem Anstreicher in die Lehre gingen, drängte es ihn, seinen musikalischen Neigungen Ausdruck zu geben.

Johann Hirschmugel als zweite Geige, 1884

1883 bekam er seine erste Chance in Form einer Anstellung als zweite Geige in der Kurparkkapelle. Bis 1915 spielte er in den Sommermonaten im kühlen Schatten des Pavillons, konnte sich zuletzt bis zur ersten Geige hocharbeiten und in den Wintermonaten von dem Gelde mit seiner Mutter und kleineren Einkünften durch Musikunterricht leben. 1916 verlor er seine Stellung, wurde wegen schwacher Gesundheit und schlechter Konstitution vom Kriegsdienst befreit, und seine musikalische Begabung fand nur noch als Stehgeiger im Café Strausky praktische Verwendung.

Hier nun beginnt sich das Besondere seiner Existenz anzubahnen. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß eine Person gleichen Namens dort als Kellner tätig war. Dieser, ein Mann namens Jakob Hirschmugel, war ein übler Spitzbube und Schürzenjäger, als Aufschneider war er bei manchen Gästen beliebt, die er während seiner Frühschicht mit allerlei Zoten amüsierte.

Johann und Jakob Hirschmugel im Frühherbst 1916

Wenn Johannes dann um 15 Uhr seine Arbeit begann, blieben schicksalhafte Verwechslungen nicht aus.

Mehr als zehn Mal wurde Johannes Hirschmugel von seinem Arbeitsplatz weg durch die Sittenpolizei verhaftet und in Verwahrung genommen. Seine Proteste blieben meistenteils bis zur Aufklärung des Irrtums ungehört. In zwei Fällen hatten ihn Zeuginnen sogar wiedererkannt, was ihm in dem einen Falle eine Geldstrafe in Höhe von 50 Kronen wegen grober Beleidigung gegenüber dem Gatten einer Dame einbrachte, im anderen Falle sogar eine sechswöchige Haftstrafe wegen unsittlicher Belästigung und Überwältigung einer Dienstmagd namens Anna-Maria.

Johannes konnte seinen Arbeitsplatz im Café Strausky beibehalten, da die Besitzerin Elsa Mittermeir die wahren Zusammenhänge wohl kannte. Aber alle Appelle an den abgestumpften Gerechtigkeitssinn des Kellners Jakob, die Ehre des Johannes wieder herzustellen, tat dieser mit einem gutmütigen, aber humorvollen Standardsatz ab. Er sagte jedesmal: „Aber Johannes, altes Haus, schauns mal, i bin doch net blöd. Mir sans halt jetzt Genossen und da heißts eben genießen."

Johannes Hirschmugel, verfolgt von einem üblen Ruf, litt. Seine Mutter zwar glaubte an ihn. Jedoch ließ seine musikalische Virtuosität mehr und mehr nach, und die Sorge grub in sein frisches Antlitz tiefe Spuren, was den allgemeinen Mutmaßungen über seinen Lebenswandel immer wieder frische Nahrung gab.

Zu jener Zeit verkehrte im Café Strausky ein in Literatenkreisen sich bewegender Schriftsteller namens Arthur Schnitzler. Dieser nun hatte eine Vorliebe für das Geigenspiel des Johannes und nahm auch sonst Anteil an dessen unglücklichem Schicksal, das er literarisch zu verarbeiten gesonnen war. Jener Schnitzler nun sollte ebenfalls eine entscheidende Rolle im Schicksal des Johannes Hirschmugel spielen.

Im Mai 1917 saß ein Kreis literarisch gesinnter Freunde im Café Strausky beisammen und diskutierte über „das Ähnliche und das Ver-

schiedene". Unter ihnen befand sich auch Schnitzler, der, als Johannes gerade seine Geige behutsam aus dem Kasten hob, diesen an den großen Tisch bat, um einen Moment Platz zu nehmen. Schnitzler sprach in etwa folgende Sätze zu seinen Freunden: „Sehn Sie, dieser Geiger hier ist, nur weil er so heißt wie der Jakob, nämlich Hirschmugel, schön angeschmiert. Man interessiert sich für ihn, gemeint ist aber die temperamentvolle Art des Jakob. Alles in allem kann man wohl sagen, daß zwei gleichlautende Namen bei so verschiedenen Subjekten ein teuflischer Hohn des Schicksals sind. Darum schlage ich vor, daß wir den Herrn Johannes umbenennen, um ihn nicht weiterhin unschuldig in delikate Situationen verwickelt zu sehen. Wir könnten ihn zum Beispiel Casa Nova nennen, wenn er damit einverstanden ist, das wäre zugleich wohlklingend und sprechend." Unter dem freudigen Applaus der jungen Literaten nahm Johannes Hirschmugel den Namen Casa Nova und das Glas Sekt, welches Herr Schnitzler für alle spendiert hatte, an.

In den folgenden Monaten wurde der Name Casa Nova bald von niemandem mehr mit dem Namen Hirschmugel in Zusammenhang gebracht. Casa Nova verlebte eine sorglose Zeit, ja er leistete sich sogar einige harmlose Vergnügungen, worunter das Lottospiel ihm besondere Freude, aber keinen Gewinn brachte, bis er am 12. März 1918 unverhofft 500 000 Kronen gewann.

Sein Entschluß stand bald fest, er zog aus seinem möblierten Zimmer in der Grünangergasse 4 in das neuerworbene, bescheidene Häuschen im 10. Bezirk. Seine alte Mutter nahm er sofort zu sich und stellte eine Hausbesorgerin namens Cecilia Close ein. Auch gab er seine Anstellung im Cafe Strausky sofort auf, um sich auf eine längere Italienreise, was einem alten Herzenswunsch entsprach, vorzubereiten.

Am 15. Mai 1918 suchte er nochmals als Gast das Café Strausky auf, um Schnitzler ein Lebewohl zu sagen. Bei dieser Gelegenheit vertraute ihm dieser an, er schreibe gerade an einer Novelle mit dem Titel „Casanovas Heimfahrt", es gäbe aber keinen Grund zur Besorgnis, er lasse seinen Helden im 18. Jahrhundert leben und auch sonst sei die stoffliche Verarbeitung nur für Eingeweihte wiederzuerkennen. Falls er nach Venedig käme, müsse er an ihn, Schnitzler, denken. Casa Nova war tief gerührt von der herzlichen Anteilnahme dieses gelehrten Mannes.

Am 16. Mai bestieg Casa Nova nach einem tränenreichen Abschied von seiner alten Mutter, die er nicht mehr wiedersehen sollte (sie verstarb am 7. Juni 1918 im allgemeinen k.k. Krankenhaus in Wien an Herzversagen), die Eisenbahn nach Rom.

Aus seinem Aufenthalt in Italien existieren ausführliche Tagebuchnotizen, zwei davon, die er in Rom niederschrieb, seien an dieser Stelle wiedergegeben:

Rom. 23.5.1918
Schon bei der Ankunft auf dem römischen Bahnhof verspürte ich einen starken Drang, sofort eines der vielen klassischen Denkmale zu besichtigen. Diese Stadt ist ja so überreich an Sehenswürdigkeiten, die das Auge erfreuen. Wie armselig ist Wien dagegen. Nahezu alle Straßen sind ja hier mit Kultur geradezu gepflastert, jeden Schritt mache ich in Kenntnis dessen voller Ehrfurcht. Der Verkehr der unzähligen Autodroschken und das bunte Menschengewimmel behindern oft sehr, die Würde eines Brunnens oder die Majestät einer Säule zu genießen. Hier reicht aber dennoch die Vergangenheit machtvoll in die Gegenwart hinein.
Die Verspätung der Eisenbahn hat mich 12 Stunden gekostet.

Rom. 31.5.1918
Ich stehe noch ganz unter dem gewaltigen Eindruck der Peterskirche. Hier kann man sich Gott nahe fühlen. Ich habe ein sehr schön gemaltes Portrait des Papstes in einem feinen silbernen Rahmen erstanden und ein kleines von ihm gesegnetes Amulett. Der Verkäufer gab an, es handle sich bei dem Rahmen um reines Silber, was ich aber bezweifle, da er zu leicht im Gewicht ist.
Immer mehr wird mir bewußt, in welch herrlicher Stadt, in welch liebreizendem Land ich mich befinde.

Casa Nova verbrachte drei Wochen in Rom, vierzehn Tage in Mailand und weitere vier Wochen in Florenz, wo ihm eine Börse mit 1500 Kronen abhanden kam. Er unterließ es daraufhin, noch nach Venedig weiterzureisen und trat am 25. Juli 1918 die Rückreise nach Wien an.

Der Tod seiner Mutter stürzte ihn in tiefe Traurigkeit, auch machte er sich bittere Vorwürfe, seine Reise nicht verschoben zu haben. Er lebte zurückgezogen in seinem Haus, spielte täglich einige Stunden Geige und unterrichtete die Enkelin seiner Hausbesorgerin, die junge Mizzi Moser. In dieser Zeit schrieb er seine Memoiren und einige Gedanken auf.

69jährig, versiegten seine Geldmittel vollends. Er verkaufte das Haus, entließ Cecilia Close mit einer größeren Geldsumme und zog mit ein paar hundert Kronen, die ihm noch geblieben waren, in ein dunkles Hinterzimmer in der Spitalgasse 3a. Durch glückliche Umstände fand er noch einmal einen Broterwerb. Casa Nova arbeitete aushilfsweise in einer Privatdetektei, er verbrachte hinfort viele Nächte in zugigen Hausfluren, an windigen Straßenecken, er saß auf kalten Parkbänken in einen verschlissenen Mantel gehüllt, eine „Neue Freie Presse" lesend, die ihm die Detektei bei Bedarf stellte, und beobachtete Damen und Herren auf Schritt und Tritt, um danach im Büro seinen Bericht abzugeben. Vier Jahre lebte er kärglich von den geringen Einkünften aus dieser Tätigkeit, seine Gesundheit wurde zunehmend schwächer, und am 16. 11. 1933 verstarb Casa Nova in Folge einer heftigen Lungenentzündung unbemerkt in seinem armseligen Zimmer. Erst sechs Tage später erbrach der Hausdiener die Tür und fand den toten Casa Nova auf dem Boden liegend vor. Am 24. 11. 1933 wurde er auf dem Armenfriedhof in Wien bestattet.

Nach diesen eigentlich überflüssigen, aber augenscheinlich notwendigen Hinweisen auf die allgemein bekannten, beschriebenen und in fünf Sprachen übersetzten Casa Nova-Forschungen der Frau Prof. Cantilena, möchte ich den sogenannten Casanovisten neuerer Prägung die notwendige Enthaltsamkeit ans Herz legen. Zumal es für Novisten dieser Art in jedem Bereich zahlreiche Anregungen gibt. Die Sehnsucht nach einer außergewöhnlichen männlichen Natur mögen alle diese Novisten empfinden, solange es ihnen not tut, und sie lediglich in ihren dienstfreien Stunden ihre Illusionen umarmen, ansonsten sollen sie sich aber ihre arbeitsscheuen Hände besser auf andere Weise erwärmen.

Gabriele Goettle

Der unheimliche Säugling

Ihr erstes Kind hatte einen Wasserkopf. Die Ärzte hatten die Schwangerschaft nicht unterbrochen, aber als die Geburtswehen immer heftiger wurden, zeigte sich, daß der Kopf des Kindes nicht durch die Beckenöffnung paßte. Um das Leben der Mutter nicht zu gefährden, beschloß man, durch ihre Scheide mit einem Bohrer die Schädeldecke des Embryos zu öffnen. Flüssigkeit und Gehirnteile ergossen sich aus ihrem Schoß, bevor der Leichnam geboren wurde.

Ihr zweites Kind war verkrüppelt. Es hatte kein Gesicht. Flach und glatt war der Kopf – nur am Halsansatz war eine verwachsene Öffnung vorhanden, durch die es künstlich ernährt wurde. Sie hatte es nicht über sich gebracht, das fürchterliche Geschöpf an ihre Brust zu legen. Tagelang war sie um das Krankenhaus herumgeschlichen, wo das Kind im Brutkasten lag, in einer Atmosphäre künstlicher Sterilität, ein Objekt wissenschaftlichen Interesses, umgeben von einem Gewirr technischer Anlagen und Kontrollbildschirme. Einmal nur hatte sie sich hineingewagt und hatte verstört die Kreatur betrachtet, die da den augenlosen Kopf hob und ihr die Armstummel entgegenstreckte, als ahnte es, daß sie seine Mutter sei. Sie fühlte sich von ihm beobachtet. Überall schienen die vorwurfsvollen Blicke durch die froschartige Haut zu brechen, die von einem Geflecht pulsierender blauer und roter Adern durchzogen war. Sie war aus der Klinik gestürzt und hatte sich nicht mehr hingetraut. Mit Erleichterung hatte sie Tage später die Nachricht aufgenommen, daß das Monstrum trotz aller Bemühungen nicht am Leben erhalten werden konnte.

Ihr drittes Kind war offensichtlich normal. Die Geburt war ohne Komplikationen abgelaufen. Und doch war ihr das Baby unheimlich. Wochenlang hatte sie in Angst gelebt vor dem Augenblick, da ihr Leib die unerwünschte Frucht ausstoßen würde. Monatelang hatte sie das fremde Fleisch in sich herumgeschleppt und sich gefürchtet vor dem gierigen Leben, das sich in ihr räkelte. Jeden Bissen, den sie zu sich nahm, verzehrte der unersättliche Schmarotzer mit, der ihr das Mark aus den Gliedern saugte und ihren Willen zerstörte. Seine Schwere spürte sie bei jedem Schritt; er lauerte in ihrem Inneren wie ein böses Ich – unheilvoll – doch nicht zu verdrängen. Warum nur waren die Frauen verurteilt, bis in die Ewigkeit immer neue Kinder zu gebären.

Sie hatte sich noch nie Nachkommenschaft gewünscht. Lediglich dem Drängen ihres Mannes hatte sie nachgegeben. Sie verstand einfach nicht, wozu er unbedingt solch einen kleinen Nerventöter haben wollte. Nur als Statussymbol? Reichte ihm ihre Liebe nicht aus? Warum hatte er sie dann geheiratet? Sie wollte doch ganz für ihn da sein. Begriff er überhaupt, was er da von ihr verlangte? Welch tiefen Einschnitt es in ihrem Leben bedeutete? Er hatte freilich nichts dabei zu riskieren. Am Anfang ihrer Ehe hätte sie für ihren Mann ihr Leben hingeben können, doch als bei ihm der Wunsch nach einem Sohn immer größer wurde, begann sie ihn zu hassen.

Nun war sie Mutter. Sie verstand nicht, was daran so beglückend sein sollte. Die ganze Verwandtschaft war angerückt gekommen und hatte das Kind beglückwünscht. Alles drehte sich nur um den Säugling. Sie selbst blieb unbeachtet. Jeder nahm es als selbstverständlich hin, was sie ausgestanden hatte. Man erwartete von ihr, sich ohne Widerspruch in ein vermeintliches Schicksal zu fügen. Sie war in eine Rolle gedrängt worden, die ihr keine persönliche Entscheidung mehr zugestand. Nachdem jeder seine Meinung geäußert hatte, war die Verwandtschaft davongestoben, genauso unvermittelt, wie sie hereingebrochen war.

Sie blieb allein zurück, allein mit der Arbeit, allein mit ihren Problemen. Leise schlich sie in die Kammer, wo der Kleine schlief, lauschte auf seine regelmäßigen Atemzüge und betrachtete nachdenklich sein runzliges Gesicht. Besonders schön sah er nicht aus. Was war an ihm, das sie lieben sollte? Ihre leergesaugten Brüste schmerzten. Je länger sie ihn ansah, um so fremder wurden ihr seine Züge. Was für ein Wesen war dies, das sie hervorgebracht hatte und das sie nicht begriff. Das war doch nicht sie, kein Teil von ihr selbst, dieser Verwandte der Scheusale, die sie zuvor in die Welt gesetzt hatte. Und wieder glaubte sie sich von ihm heimlich beobachtet, wie damals in der Klinik von dem blinden Geschöpf, das ebenfalls ihr Kind darstellen sollte, und sie wurde wieder ergriffen vom gleichen unbestimmten Gefühl der Schuld, der gleichen Abscheu vor sich selbst.

* * *

Die Wochen vergingen. Scheinbar hilflos lag das kleine Biest in seinem Bettchen, doch gerade durch diese Hilflosigkeit wurde er zu einem übermächtigen Dämon, der sie fest an die ungeliebte Wohnung kettete. Übermüdet quälte sie sich ab. Schon in der Zeit vor der Niederkunft war sie mit Arbeit überhäuft gewesen. Ihr Mann konnte ihr wenig helfen, da er meist auf Dienstreise war. Sie hatte gehofft, nach der Geburt, die sie mit Bangen erwartet hatte, würde der Streß nachlassen, würde sie Gelegenheit haben, wieder zu sich zu finden. Statt dessen wurde der Kleine zu einem schrecklichen Alpdruck, der ihr Leben zur Hölle machte. Es war nicht nur die Tatsache, daß sie immer mehr vereinsamte, daß sie auf alles verzichten mußte, was ihr Dasein lebenswert machte. Das schlimmste war das Gefühl, sich selbst zu verlieren, die Ahnung, daß in ihrem tiefsten Inneren etwas unwiederbringlich zerstört wurde, ohne daß sie es verhindern konnte.

Sie hatte Angst vor ihrem Sohn. Angst, daß er ihr Leben kaputtmachen würde, Angst, daß er unbarmherzig ihr die besten Jahre rauben würde. Ihre fraulichen Reize würden verwelken. Sie hatte Angst, ihr Mann würde sie nicht mehr länger lieben wie bisher. Schon glaubte sie, ein Nachlassen seiner Zuneigung zu spüren. Was bliebe dann von ihr, wenn sie alt war, wenn sie all ihre Kräfte für das Kind verausgabt hatte? Aber wie wäre ein Ausbrechen möglich – sie konnte ja den Kleinen nicht einfach seinem Schicksal überlassen. Er brauchte doch ihre Pflege, brauchte seine regelmäßigen Mahlzeiten. Und das sollte noch Jahre so gehen! Warum nur wurde sie so hart dafür bestraft, Mutter geworden zu sein.

Ermattet sank sie aufs Bett. Erinnerungen überspülten ihr Gehirn – ihr Urlaub an der See, der sympathische, damals etwas schüchtern wirkende junge Mann, ihre Hochzeit, die ersten glücklichen Jahre ihrer Ehe. Sie sehnte sich danach, dieselbe zu sein wie früher, wieder ganz aufzugehen in ihrer Liebe. Leise schlummerte sie ein. Doch da war der Wecker, der sie wieder hochriß, war dieser kleine Teufel, der ewig nach neuer Nahrung schrie. Nur Arbeit füllte ihren Tag aus, wo sollte da noch Platz sein für Liebe?

Manchmal starrten beide, sie und der Junge, sich minutenlang an. Und er blickte so böse, daß sie erschrak. Ahnte er, wie sie ihn haßte? Wie konnte er das, er war doch ein Säugling? Oder besaß er übernatürliche Sinne? Wieso lächelte er nicht wie andere Kinder? Irgend etwas stimmte doch nicht mit ihm. Da war etwas, was ihr Furcht einjagte. Und sie fühlte, das war nicht ihr Kind, war nicht Teil ihres Wesens. Sie mußte an seine Geschwister denken – das Ungeheuer mit dem Wasserkopf und das augenlose Gespenst. Woher nahm man eigentlich die Gewißheit, daß ihr drittes Kind normal sei? Wer garantierte denn, daß dieser Junge die anderen beiden nicht an Schrecklichkeit übertraf? Welches Geheimnis verbarg dieses ach so normal aussehende Babygesicht? In dem Knaben konnte eine Bestie stecken – ein Mörder oder ein Wahnsinniger – und sie zog ihn ahnungslos groß.

Ihr schwindelte bei dem Gedanken. Zum ersten Male wurde sie sich der ungeheuren Verantwortung bewußt. Wie leichtfertig hatte sie gehandelt! War es nicht geradezu ein Verbrechen gewesen, Mutter geworden zu sein? Wo sie wußte, daß sie immer wieder nur Ungeheuer hervorbringen würde? Gab es keine Möglichkeit, das Verhängnis abzuwenden, den Fehler zu korrigieren? Und plötzlich sah sie mit erschreckender Klarheit, was sie zu tun hatte, erkannte sie, was sie die ganze Zeit innerlich gequält hatte. Sie mußte das Kind töten. Noch war es nicht zu spät. Jetzt, da sie die Lösung gefunden hatte, wunderte sie sich, daß sie nicht längst darauf gekommen war. Alle Kinder müßte man umbringen, und die Mütter dazu!

Nein, sie wollte nicht länger Mutter sein. Sie bäumte sich auf gegen dieses ewige sinnlose Gesetz, das sie nicht länger anerkannte. Zum ersten Mal seit Wochen legte sie sich zeitig schlafen, obwohl die Essenszeit für den Jungen heran war. Mochte er ruhig verhungern. Dann stellte er für niemanden mehr eine Gefahr dar.

Mitten in der Nacht erwachte sie. Es hatte wie ein Schrei geklungen. Sie lauschte in die Finsternis. Aber nein, es war kein Schrei, vielmehr eine plötzliche heftige innere Angst, deren Echo noch an allen Wänden nachhallte. Sie hielt den Atem an. Die unbegreifliche Stille erdrückte sie fast. Warum blieb der Junge im Nebenraum so ruhig? War er schon tot? Ihr Herz krampfte sich zusammen. Sie bekam kaum Luft. Sie riß das Fenster auf, aber es wurde nicht besser.

Sie ertrug nicht länger die Dunkelheit. Rasch knipste sie die Lampe an. Das grelle Licht schmerzte. Noch nie hatte sie sich so einsam und verloren gefühlt in der Wohnung. Etwas Feindliches stand in dem Raume, das sie unbewußt mit Grauen erfüllte. Sie hatte das Gefühl, daß sie jemand unablässig beobachtete. Gehetzt starrte sie zur Wand. Das glatte Gesicht ihres zweiten Kindes schien sie anzublicken. Und überall unter der Tapete begann es, sich zu regen und zu bewegen. An immer mehr Stellen platzte sie auf, und leere erloschene Augen lugten hervor. Sie jagte durch die Wohnung, warf ihren Körper haltsuchend an die Möbel, die alle ihr Mann ausgesucht hatte, doch von jeder Wand verfolgten sie diese unerbittlichen Blicke. „Ich will nicht mehr!“ Wimmerte sie, dann brach sie erschöpft in der Küche zusammen. Ihr Widerstand war gebrochen. Und da wußte sie, es war stärker, so leicht konnte sie nicht alles von sich abschütteln, diese Ausgeburt ihres Schoßes hatte sie schon längst in ihrer Gewalt.

Und sie zweifelte nicht länger an seinen magischen Kräften. Er konnte sie nicht mehr täuschen, so friedlich er auch in seinem Bettchen lag. Die Halluzinationen hatten sie in Panik versetzt. Was würde jetzt geschehen? Würde das schreckliche Kind sie völlig vernichten? Was auch geschehen mochte, sie konnte sich nicht mehr zur Wehr setzen. Mechanisch machte sie den Brei zurecht. Ihre Bewegungen waren gelenkt von fremdem Willen.

Ihr Mann kam am nächsten Tag von der Dienstreise zurück. Sie wollte mit ihm über alles reden, bei ihm Trost und Stärkung suchen, doch wie sollte sie Worte finden für das Unfaßbare. Und auf einmal

wurde ihr bewußt, wie fremd sie sich geworden waren. So erwähnte sie lediglich, daß mit dem Sprößling etwas nicht in Ordnung zu sein schien. Der Vater betrachtete ihn genau, konnte jedoch nichts Ungewöhnliches feststellen. Er versuchte, sie zu beruhigen, aber sie konnte ihn nur schwer über ihre innere Verfassung hinwegtäuschen . .

* * *

Ihr Mann reiste wieder ab und ließ sie allein zurück. Erneut sah sie sich Auge in Auge ihrem Verhängnis in Form dieses gnadenlosen Säuglings gegenüber. Sie brachte nicht mehr den Mut auf, sich aufzulehnen gegen diesen Dämon, der sie ganz und gar zu verschlingen drohte. Immer mehr Arbeit und Mühe mußte sie aufbringen für den kleinen Tyrann, der ihr nicht eine Minute Ruhe ließ, der sich immer mehr in ihr Fühlen und Handeln drängte, der mehr und mehr von ihr Besitz ergriff, der ihr Wesen zerstörte, sie immer weiter aus ihrem eigenen Ich vertrieb. Über ihr lag ein Fluch, der Fluch des Mutterseins, sie war auserkoren, dieses Satanskind aufzuziehen, bis es auf die Menschheit losgelassen wurde.

Sie wurde sein Sklave. Immer mehr schloß sie sich von der Welt und ihren Freunden ab und war nur noch für diesen Jungen da. Sie wollte sich ihm ganz unterwerfen, ihn anbeten und ihm Opfer bringen, vielleicht ließ er ihr dann ein bißchen eigenes Leben, Zeit für einige kleine Freuden, einen Kinobesuch oder ähnliches. Ihre ganze Sorgfalt wendete sie auf, ihn zufriedenzustellen. Aufmerksam überprüfte sie, ob die Milch nicht zu heiß oder zu kalt war, hielt genau die Zeiten für die Fütterungen ein und war sofort zur Stelle, ihn zu beruhigen und in den Schlaf zu wiegen, wenn er sich gestört fühlte.

Pflichtbewußt saß sie an seinem Bettchen. Der Kleine schlief. Sie betrachtete den Höllenbengel und summte dabei ein Liedchen, da schlug er die Augen auf und lächelte. Sie war wie vom Donner gerührt. Sie traute ihren Sinnen nicht. Er lächelte zum ersten Mal in seinem Leben. Und streckte ihr die Ärmchen entgegen. Da begriff sie, daß er sie liebte – sie liebte, weil sie seine Mutter war. Und bestürzt mußte sie erkennen, daß ihr Kind ganz normal war. So wie alle würde es aufwachsen, wie sie, wie ihr Mann, wie Tausende, wie Millionen vor ihnen und nach ihnen.

Sie erkannte den Dämon in ihrem Säugling. Dieses Durchschnittskind war tausendmal schrecklicher und scheußlicher als die Monster, die sie geboren hatte. Es hatte keinen Zweck, es zu töten. Gar nichts wäre damit geändert. Tausendfach würden andere Kinder nachwachsen, eines immer normaler als das andere. Dieses Normale – diese Norm war das Unmenschliche, Monströse. Sie mußte sich von dieser Norm losreißen, von diesem Sohn, mit dem man sie an die Familie fesselte, sie unfrei und unmündig machte, mit dem man ihr immer neue Arbeiten und Pflichten aufbürdete. Dieser kleine hilflose Säugling sollte ihre Ausbeutung verschleiern, jede Rebellion, jeden Versuch des Ausbruchs verhindern. Durch ihn nahm man ihr ihre Würde und erwartete obendrein von ihr Stolz auf ihre aufgezwungene Rolle. Er verkörperte das Leben schlechthin – ein Leben, das sie ablehnte.

Als sie wenig später das Haus verließ, fühlte sie sich zum ersten Mal seit vielen Monaten frei. Morgen kam ihr Mann zurück, er würde den Jungen vorfinden und einen Brief. Sie fühlte, daß sie endlich wieder zu sich gefunden hatte. Alle Angst hatte sie mit einem Ruck abgeschüttelt. Verschwunden waren die quälenden Sorgen und Nöte. Sie tat die ersten tastenden Schritte auf einem ihr noch unbekannten Weg. Hinter sich ließ sie ihre Vergangenheit, hinter sich ließ sie ihre Ehe, hinter sich ließ sie eine Welt, mit der sie nichts mehr verband.

Ute Boose

Una donna

Ein Buch zieht sich als roter Faden durch meinen Sommer, verknäult sich immer wieder in meinem Kopf – „Una donna" von Sibilla Aleramo, die Geschichte einer Frau. Sie erzählt kunstvoll ausbreitend eine Geschichte, ungewöhnliche Kindheit, Mutter-Vater-Geschwisterspannungen, Macht des Vaters, Ohnmacht der Mutter, Leben im Süden Italiens, der Hochmut der besitzenden Klasse, sie

heiratet einen Angestellten ihres Vaters, verläßt diesen und ihr Kind 10 Jahre später – das Behäbige weicht, die Spannung nicht. Das Buch erscheint 1906, 1977 wieder, der Faden reißt nicht ab.

In diesem Sommer brachen wir mit viel Gepäck auf: viele Kinder, viele Wünsche, trotz dieser Kinder die vielen Bücher zu lesen, die wir unter Badetücher steckten, schon mit dem resignierten Lächeln. Sie würden da liegen bleiben, bedeckt bald mit sandigem, stockig riechenden Klamotten im Gepäck steckten viele Stricke, mit denen ich unsere Liebe festzerren wollte. Schwankende Brücken – ich glaubte mich gut gerüstet, wollte meiner Liebe zu Anna einen festen Anfang knoten.

Andere Stricke fesselten mich, verhinderten mein Laufen, mein auf mich-auf sie Zulaufen. Stürzte ich mich ins Wasser, flüchtete ich, lief vor diesem Kind weg, „meinem Kind". Immer bereit, diesen fünfjährigen Jungen, der so hartnäckig an mir rumzerrte, abzuwehren, den anderen zuzuschieben, bis hin zu diesen verzweifelten Ausbrüchen, nun laß mich doch in Ruhe. Wegschwimmen. Das sehnsüchtig-trotzige Schreien ließ mich schneller schwimmen, den Fluß aufwärts, da, wo sich das Wasser am Felsen brach, alles ein einziger Strudel. Ich hörte nur noch meine verbissene Stimme – wieder versagt, warum will er wieder etwas von mir, was ich nicht geben kann, will. Schuldgefühle, immer die gleichen.

Wieder am Ufer angekommen, begann ich den Kampf aufs neue, munterer Tonfall – komm, wir bauen eine Sandburg, geschäftiges, versöhnliches Treiben, er hatte mich wieder fest im Griff. Seine Herrschaft über mich schien ungebrochen, wollte ich sie nicht auch? Ratlos, verwirrt über soviel Wirrwarr meiner Gefühle, meiner Ansprüche, zog ich mich auf meine Mutterrolle zurück, ich besaß ihn. Ich machte mich heil mit ihm. Das Kind und die Mutter, das bin ich zusammen – die Frau.

„Und ich sehe mich selbst neben der Wiege, stundenlang, Tag und Nacht, oft erschöpft, erfüllt von einer tiefen, fast mystischen Freude. Mein Sohn brauchte mich so sehr wie ich ihn; meine ständige Aufmerksamkeit machte aus ihm ein prächtiges Beispiel einer begünstigten Kindheit; nur ich sorgte mich um seine Entwicklung, nur ich, ruhelos, hartnäckig, ich allein. Nur ich widmete mich ganz und deswegen gehörte er mir: sein Vater, seine Großmutter, all die anderen genossen das Schauspiel; aber ich war die Autorin: nur in mir sollte er sich zukünftig wiedererkennen."

Ein tiefer Spiegel, blind darin mein Blick. Ich warf einen Blick auf Anna, sie las und las, langsam glitt der warme Sand zwischen ihre Finger, entschieden nahm sie plötzlich den Stift, setzte sich breit neben den Text, unterstrich, las laut

„Unsere Kinder müßten uns für das, was wir sind, dankbar sein, für den Willen, ihnen ein würdiges und schönes Leben zu geben, und nicht, weil wir darauf verzichten, wir selbst zu sein, nachdem wir sie blind in die Welt gesetzt haben . . ."

Ja, sie sprach mir aus dem Herzen, so pathetisch-ehrlich hatte das niemand für mich gesagt. Ich fing an zu reden, klagte an, rollte auf, die Geschichte meiner Abhängigkeit, meine Geschichte als die meines Kindes. Ich versuchte, sie erstmals neben meine eigne zu stellen.

„Warum bewundern wir an der Mutterschaft die Aufopferung? Woher kommt dieser unmenschliche Gedanke des mütterlichen Opfers? Seit Jahrhunderten setzt sich diese Knechtschaft von der Mutter zur Tochter in einer ungeheuerlichen Kette fort . . . So geben wir unseren Kindern, was wir unseren Müttern nicht gaben, wir verleugnen uns selbst und bieten so ein neues Beispiel der Erniedrigung und Vernichtung."

Sibilla Aleramo, ein neues Beispiel: sie lebt ein neues Gesetz, die Trennung vom Mann zwingt sie zur Entscheidung, auch ihr Kind zu verlassen. Das tut sie, schmerzlich langsam. Sie unterzieht sich einem schmerzhaften Gesetz.

Das Buch ist gelesen, Sand zwischen den Seiten, oft hin- und hergeschoben zwischen Anna und mir, hier lies mal, hör doch das, Anteilnahme, befreiendes Lachen, Schluchzen, Mitleiden, romanhaft, mitleben auch mit den Menschen des Buches. Die Mutter, die sich im Wahnsinn einrichtet, um zu überleben, der mystisch verklärt gesehene Provinzliebhaber, der nur den endgültigen Ausbruch hinauszögert; die Frauen in Rom, die sie zum Mitschreiben in ihrer Zeitschrift auffordern. Das alles ist spannend, die Frau schafft es. Sie lebt, arbeitet und liebt leidenschaftlich in ihrem weiteren Leben, wie ich einer biographischen Notiz am Ende des Buches erleichtert entnehme. Ich habe also auch ein schönes Buch gelesen. Doch immer wieder auch das: unvorhergesehene Knäuel, in denen wir beim Lesen unsere Utopien einnisten können. Die Kinder wühlen sich ein anderes Nest, im Matsch, in unserem Lachen, das nicht nach ihnen greift, sie frei läßt. Für Augenblicke. Anhaltender ist die Eindeutigkeit des Textes – zwischen den sorgfältig gesetzten Zeilen wiederholen sich die aufrührerischen Worte. Eine Frau lebte diese Aufruhr und überlebte.

„Nachdem mehrere Monate vergangen waren, bemerkte ich mit einem seltsamen Erstaunen, daß ich noch lebte, daß nichts wesentliches in mir wirklich tot war, und mich tausend Rätsel um mich herum in einer fast geheimnisvollen Weise anregten . . ."

Die Geschichte einer kraftvollen Frau. So kann es sein.

Beatrice Brauckmann

Sibilla Aleramo
Una donna
Geschichte einer Frau
Verlag Neue Kritik 1977

Nora

(Büro des Personalchefs. Der Personalchef sitzt am Schreibtisch, Nora drückt sich ein wenig verspielt herum, faßt alles an, setzt sich mal kurz hin, mal springt sie jäh auf und geht herum. Ihr Verhalten steht im Widerspruch zu ihrer ziemlich heruntergekommenen Kleidung.)

NORA: Ich bin keine Frau, die von ihrem Manne verlassen wurde, sondern eine, die selbsttätig verließ, was seltener ist. Ich bin Nora aus dem gleichnamigen Stück von Ibsen. Im Augenblick flüchte ich aus einer verwirrten Gemütslage in einen Beruf.

PERSONALCHEF: An meiner Position können Sie studieren, daß ein Beruf keine Flucht, sondern eine Lebensaufgabe ist.

NORA: Ich will aber mein Leben noch nicht aufgeben! Ich strebe meine persönliche Verwirklichung an.

PERSONALCHEF: Sind Sie in irgend einer Tätigkeit geübt?

NORA: Ich habe die Pflege und Aufzucht Alter, Schwacher, Debiler, Kranker sowie von Kindern eingeübt.

PERSONALCHEF: Wir haben hier aber keine Alten, Schwachen, Debilen, Kranken und Kinder. Wir verfügen über Maschinen. Vor einer Maschine muß der Mensch erst zu einem Nichts werden, erst dann kann er wieder zu einem Etwas werden. Ich allerdings wählte von Anfang an den beschwerlicheren Weg zu einer Karriere.

NORA: Ich will weg von meinem Pfleger-Image, dieser kleine Eigensinn sitzt fest in mir. Wie hübsch sich dieser Vorhang von den düster und geschäftlich wirkenden Wänden abhebt! Daß auch unbeseelte Dinge eine Seele besitzen, erkenne ich jetzt erst, da ich mich aus einer Ehe befreite.

PERSONALCHEF: Die Seele der Maschine wird sich erst zeigen, wenn Sie sie richtig bedienen. Allerdings ist es der Maschine egal, ob Sie ihre Seele sehen oder nicht.

NORA: Wie werd' ich sie unter meinen Fingern erklingen . . .

PERSONALCHEF: (unterbricht) Wissen Sie überhaupt, in welcher Branche wir uns befinden?

NORA: Oh, ich bin mächtig neugierig. Ich habe die Tür hinter mir zugeworfen, das bedeutet, daß es kein Zurück mehr gibt, sondern nur mehr ein Vorwärts. Das fällt einem Mann leichter als einer Frau. Die Frau muß das erst üben.

PERSONALCHEF: Arbeitgeber und Vertrauensleute haben die freie Entfaltung der Persönlichkeit der im Betrieb beschäftigten Arbeitnehmer zu schützen und zu fördern. Haben Sie Zeugnisse?

NOTA: Mein Mann hätte mir sicher das Zeugnis einer guten Hausfrau und Mutter ausgestellt, aber das habe ich mir in letzter Sekunde vermasselt.

PERSONALCHEF: Wir verlangen hier Fremdzeugnisse. Kennen Sie denn keine Fremden?

NORA: Nein. Mein Gatte wünschte mich häuslich und abgeschlossen, weil die Frau nie nach den Seiten schauen soll, sondern meistens in sich hinein oder zum Mann auf.

PERSONALCHEF: Er war kein legaler Vorgesetzter, was ich zum Beispiel bin.

NORA: Doch war er ein Vorgesetzter! In einer Bank. Ich gebe Ihnen den Rat, sich nicht, wie er, von Ihrer Stellung verhärten zu lassen.

PERSONALCHEF: Die Einsamkeit, die oben am Gipfel besteht, schafft immer Verhärtung. Warum sind Sie abgehauen?

NORA: Ich wollte mich am Arbeitsplatz vom Objekt zum Subjekt entwickeln. Vielleicht kann ich in Gestalt meiner Person noch zusätzlich einen Lichtstrahl in eine düstere Fabrikhalle bringen.

PERSONALCHEF: Unsre Räume sind hell und gut gelüftet.

NORA: Ich möchte die Menschenwürde und das Grundrecht auf freie Entfaltung der Persönlichkeit hochhalten.

PERSONALCHEF: Sie können überhaupt nichts hochhalten, weil Sie Ihre Hände für etwas Wichtigeres brauchen.

NORA: Das Wichtigste ist, daß ich ein Mensch werde.

PERSONALCHEF: Wir beschäftigen hier ausschließlich Menschen; die einen sind es mehr, die anderen weniger.

NORA: Ich mußte erst mein Heim verlassen, um ein solcher Mensch zu werden.

PERSONALCHEF: Viele unsrer weiblichen Angestellten würden kilometerweit laufen, um ein Heim zu finden. Wozu brauchten Sie denn einen fremden Ort?

NORA: Weil ich den eigenen Standort schon kannte.

PERSONALCHEF: Können Sie maschineschreiben?

NORA: Ich kann büroarbeiten, sticken, stricken, nähen.

PERSONALCHEF: Für wen haben Sie gearbeitet? Name der Firma, Anschrift, Telefonnummer.

NORA: Privat.

PERSONALCHEF: Privat ist nicht öffentlich. Zuerst müssen Sie öffentlich werden, dann können Sie Ihre Objektstellung abbauen.

NORA: Ich glaube, ich eigne mich speziell für außergewöhnliche Aufgaben. Das Gewöhnliche verachtete ich stets.

PERSONALCHEF: Wodurch glauben Sie sich in solcher Außergewöhnlichkeit prädestiniert?

NORA: Weil ich eine Frau bin, in der komplizierte biologische Vorgänge vorgehen.

PERSONALCHEF: Wir beschäftigen fast ausschließlich weiblich Arbeitskräfte. Hier sind Sie demnach das Gewöhnliche.

NORA: Sie werden mich nicht davon abbringen, daß ich auch weiterhin das Gewöhnliche meide.

PERSONALCHEF: Wie sind denn Ihre Qualifikationen auf dem Gebiet, das Sie außergewöhnlich nennen?

NORA: Ich habe ein anschmiegsames Wesen und bin künstlerisch begabt.

PERSONALCHEF: Dann müssen Sie eine weitere Ehe eingehen.

NORA: Ich suche nach mir selber.

PERSONALCHEF: Bei der Fabrikarbeit findet jeder früher oder später sich selber, der eine hier, der andre dort. Zum Glück muß *ich* nicht fabrikarbeiten.

NORA: Ich glaube, mein Gehirn sträubt sich noch, weil es bei der Arbeit an der Maschine kaum verwendet wird.

PERSONALCHEF: Ihr Gehirn brauchen wir nicht.

NORA: Da es in der Zeit meiner Ehe brach lag, wollte ich jetzt eigentlich . . .

PERSONALCHEF: (unterbricht) Sind Ihre Lungen und Ihre Augen gesund? Haben Sie Zahnschäden? Sind Sie zugempfindlich?

NORA: Nein. Auf meinen Körper habe ich geachtet.

PERSONALCHEF: Dann können Sie gleich anfangen. Haben Sie noch weitere Qualifikationen, die Ihnen vorhin nicht eingefallen sind?

NORA: Ich habe seit vielen Tagen nichts mehr gegessen.

PERSONALCHEF: Wie außergewöhnlich!

NORA: Zuerst will ich jetzt das Gewöhnliche tun, doch das ist nur eine Zwischenlösung, bis ich das Außergewöhnliche in Angriff nehmen kann.

2) (Fabrik, Werkshalle, Arbeiterinnen und Eva und Nora bei der Arbeit)

ARBEITERIN: Hast Du Kinder?

NORA: Ja. Und alles in meinem Blut schreit nach ihnen. Das ist die Mutter in mir. Aber mein Hirn sagt nein, weil zuerst ich komme, noch *vor* meinen Kindern.

ARBEITERIN: Die Arbeit am Menschen oder auch die Textilarbeit kreist uns Frauen wohl ununterbrochen im Blut. Wir müssen dieses Blut nur noch aus uns herauslassen.

EVA: Blutarmut ist hier übrigens eine beliebte Berufskrankheit.

ARBEITERIN: Wenn man 8 Jahre lang den Weg nach ein und derselben Arbeitsstätte zurücklegt, kennt man fast jedes Gesicht. Auch höre ich wohl manchmal ein wenig den andren Gehenden zu und bin erfreut, wenn neben viel Belanglosem auch einmal vom Verband und den Interessen der Arbeiterschaft die Rede ist.

ARBEITERIN: Nach 20 Minuten trete ich in das Tor ein und hänge mein zweites, dem Unternehmer gehörendes Ich, die Kontrollmarke, ab.

ARBEITERIN: Um 1/2 7 beginnt die Maschine, die mein Tätigkeitsfeld ist.

EVA: Um 7 höre ich auf und bin überhaupt nichts mehr.

ARBEITERIN: Während der Arbeit schweifen unsre Gedanken zu unsren Männern und Kindern ab, die der echtere Teil von uns sind.

EVA: Die Maschine ist der falsche Teil.

NORA: Dann muß man es eben sein lassen und auf die Suche nach seiner ureigensten Begabung und Bestimmung gehen, die möglicherweise ganz woanders liegt. Ich selber wagte zum Beispiel diesen Schritt.

EVA: Vielleicht liegt meine Bestimmung in der Brandmalerei oder im indischen Tempeltanz. Wie soll ich das wissen?

NORA: Indem du soviel wie möglich versuchst. Indem du in dich hineinblickst und danach handelst, was du dort drinnen siehst.

ARBEITERIN: Meine Bestimmung liegt in meinen Kindern, für die ich aber leider keine Zeit habe, weil ich fabrikarbeiten muß.

ARBEITERIN: Ich wollte, ich könnte wenigstens die Arbeit für meine Kinder endlich beenden! Wir haben eine Notwohnung, zwei kleine Zimmerchen, aber ohne Küche. Noch 7 Personen benützen den Vorplatz und Zubehör, und bewohnen als Untermieter diverse Einzelzimmer. Doch muß ich als Anerkennung für meine große Kleinzimmerwohnung für sämtliche 9 Personen den Vorplatz und Zubehör wie Treppe und Klosett sauber halten und darf dann noch monatlich meine Miete dafür zahlen! Was wir nicht alles dürfen!

EVA: Wieder eine, die am falschen Bestimmungspostamt gelandet ist!

NORA: Es gibt Augenblicke, wo man alles rücksichtslos hinter sich lassen muß.

EVA: Sie berücksichtigt eben die Tatsache, daß ihre Kinder ohne sie vor Hunger krepieren würden.

ARBEITERIN: Wir können es ja alle nicht verstehen, Nora, wie du deine Kleinen schutzlos zurücklassen konntest!

ARBEITERIN: Du mußt gleichzeitig ein Stück deines Herzens zurückgelassen haben!

ARBEITERIN: Wir sind zwar einfache Frauen, wären aber nie dazu fähig.

NORA: Ich bin eben kompliziert und war dazu fähig.

EVA: Viele von uns wären gern komplizierter, etwa so kompliziert wie die Maschine, die sie bedienen.

NORA: Da ich ein schwieriges Naturell habe, brauche ich auch viel Zeit für seine Erforschung.

ARBEITERIN: Die Arbeit machen wir innerlich unbeteiligt, die Kinder machen wir unter großer innerer Anteilnahme.

ARBEITERIN: Ohne unsre Kinder können wir nicht träumen, daß aus unsren Kindern einmal etwas Besseres wird.

NORA: Der hohe Preis, den ich zahle, ist, daß ich innerlich geteilt bin, seit ich keine Kinder mehr habe.

EVA: Angeblich soll die erste Teilung der Arbeit diejenige von Mann und Frau zur Kindererzeugung sein. Die Arbeit mit den Kindern aber hat die Frau alleine. So wird sie wieder ganz gemacht und wie neu.

ARBEITERIN: Wenn wir geteilt blieben, würden wir unsre Arbeit schlecht verrichten, die nämlich einen ganzen Menschen erfordert.

EVA: Manchmal tötet die Maschine, wenn sie will, damit wäre man wieder in Stücke zerteilt.

NORA: Huh, wie gruslig!

ARBEITERIN: Wir müssen dankbar sein, daß es uns noch nicht erwischt hat.

ARBEITERIN: Schon erscheint der Meister mit dem neuen Partiezettel.

NORA: Was für hübsche Kinderparties wir feierten! Manche Erinnerungen schneiden wie ein Messer in einen hinein.

EVA: Im Gegensatz zur Maschine ist die Frau das völlige Gegenteil, weil sie vom Gefühl her funktioniert. Keiner muß an ihr drehen.

ARBEITERIN: Wir Frauen sind zur Erwerbsarbeit gezwungen, wir dürfen kein Kindchen hegen und pflegen.

EVA: Wenn sich uns allerdings eine männliche Hand entgegenstreckt, dürfen wir gleich ein, zwei oder mehrere Kindchen hegen.

NORA: Ich habe diese männliche Hand schon gehabt und sie doch von mir gestoßen.

EVA: Viele von uns würden einer männlichen Hand meilenweit nachlaufen. Anschließend würden wir liebend gern die Maschine mit dieser Hand vertauschen.

NORA: Aber wenn sie die Hand dann haben, wird sich früher oder später ein Abgrund zwischen den

Partnern auftun: die Krise.

ARBEITERIN: Dafür haben wir keine Zeit.

ARBEITERIN: Dafür haben nur die Bürgerlichen Zeit.

ARBEITERIN: Eine Arbeiterin kann sich einen Abgrund nicht leisten.

ARBEITERIN: Wenn man den eigenen Mann kaum sieht vor lauter Arbeit . . .

NORA: Ihr dürft nicht immer alles stumm hinnehmen, auf beiden Seiten muß eine Freiheit herrschen. Manchmal muß man dem Mann sogar den Ring zurückgeben, wenn eine Ehe unerträglich geworden ist.

ARBEITERIN: Wir haben keine Zeit, unsre Ehe unerträglich zu finden.

EVA: Wenn eine Epoche der wirtschaftlichen Instabilität herannaht, in Gestalt einer Arbeitslosigkeit, wird man uns ohnedies von der Maschine wieder abpflücken.

ARBEITERIN: Dann wird das Gebären wieder eine kreative Tätigkeit sein.

EVA: Dann wird das wieder was sein: das Heim.

ARBEITERIN: Dann werden wir endlich unsre Eheringe legal hergeben dürfen, wie du vorhin gesagt hast, Nora.

EVA: Gold werden wir für Eisen geben.

NORA: Nein, den Ring nicht hergeben, weil man muß, sondern weil man den inneren Drang hat, daß dir der Mann plötzlich wieder ein Fremder ist.

ARBEITERIN: Sowas kennen wir nicht. Das ist für die Bürgerlichen.

EVA: Zuerst Gold für Eisen, dann Kinder für den Frontkampf.

ARBEITERIN: Dann wird auch eine Mutter wieder eine Schönheit ausstrahlen.

EVA: Bald ist es soweit, bald naht diese Zeit!

ARBEITERIN: Die Arbeit: Ehrung für den Mann, das Kind, Adel für die Mutter.

EVA: Bevor wir nicht von der Maschine weg sind, können wir nicht geadelt werden.

ARBEITERIN: Noch haben wir das Recht auf Nichtarbeit nicht errungen.

ARBEITERIN: Noch müssen wir uns mit der kalten, seelenlosen Maschine, anstatt mit dem warmen, beseelten Kind befassen.

ARBEITERIN: Außerdem sehe ich eine Zeit, in der der Mensch wieder Gefühle zeigen darf.

NORA: Gefühle muß man notfalls vergessen können.

EVA: Der Vater Gefühle des Schmerzes beim Bauchschuß, die Mutter Gefühle der Freude, über ihre toten Söhne weinen zu dürfen.

NORA: Wie arm ist doch unsre heutige Zeit, da eine Frau sich nur befreien kann, wenn sie sich in die ärgste Sklaverei begibt, die wir kennen: die Sklaverei der Maschine. Vor lauter Maschine kommt man nicht zu sich selber.

EVA: Wir müssen nicht zu uns selber, sondern zur Maschine kommen. Die Maschine kommt schließlich nicht zu uns!

NORA: (beleidigt) Du verstehst sehr gut, was ich meine.

EVA: Zuerst gebären und anschließend um die Ergebnisse der Geburt trauern.

ARBEITERIN: Heute herrscht mehr ein Egoismus.

NORA: . . . aber wird in dieser künftigen Zeit die Frau nicht eine Milchkuh sein? Davor bin ich schließlich geflohen!

ARBEITERIN: Wird das schön sein, wenn sich Frauen an Männer schmiegen und sagen, sie wollen nie mehr eigenwillig und herrschsüchtig sein!

ARBEITERIN: Ich stelle mir auch gerne vor, daß ich einmal erlebe, wie eine Frau zu einem Mann sagt, er soll nicht schlecht gegen seine Mutter sein, weil die ihm einst das Leben schenkte.

ARBEITERIN: Wir könnten überhaupt noch viel mehr Leben schenken, wenn wir nicht ständig an der Maschine stehen müßten.

EVA: Unsre Leistungskraft ist nicht ausgenützt!

ARBEITERIN: Wenn man sich einem Mann hingibt, ist das ein Höhepunkt im Leben, leider gewöhnt man sich auch *daran.*

NORA: An die Maschine werde ich mich nie gewöhnen!

ARBEITERIN: An die Maschine habe ich mich nie gewöhnt.

NORA: Außerdem werde ich mich nie daran gewöhnen, daß die Frau ein andres Niveau haben soll als der Mann. Dagegen müßten wir doch auch kämpfen!

ARBEITERIN: Das ist für die Bürgerlichen.

3) (Fabrik. Umkleideraum. Spind, etc. Nora, Eva, der junge Vorarbeiter)

VORARBEITER: Ich liebe dich, Nora. Ich weiß von dem Augenblick an, da ich merkte, daß du das Beste bist, was ich im Moment erreichen kann, daß ich dich liebe. Allerdings bin auch *ich* das Beste, was du in deiner augenblicklichen Lage erreichen kannst. Ich sehe gut aus . . .

NORA: . . . es bemerkt den auffälligen, sichtbaren und großen Penis eines Bruders oder Gespielen, und erkennt ihn sofort als überlegenes Gegenstück seines eigenen, kleinen und versteckten Organs und ist von da an dem Penisneid verfallen, kann nichts Kulturelles mehr schöpfen.

VORARBEITER: Das sind lauter Wörter, die ich noch nie gehört habe, bis auf eines, das mir aus Frauenmund nicht so gut gefällt wie aus Frauenhand.

NORA: Ich schiebe den Gedanken an Liebe weit von mir. Die Liebe sucht nicht nach Wert oder Unwert, weil sie nie das Ihre sucht. Ich suche jedoch das Meine sehr kräftig.

VORARBEITER: Auch ich such das Meine, was was du werden sollst.

EVA: Warum kann nicht ich die Deine werden? Ich tue alles für dich!

VORARBEITER: Ich will nicht, daß man sich mir anbietet, ich will, daß man sich kostbarer macht.

EVA: Ich bin schon seit Jahren hier, und mich liebst du überhaupt nicht.

VORARBEITER: Noras Weiblichkeit ist unzerstörter, weil sie eben noch nicht so lange an der Maschine steht. Nora ist mehr Frau als du.

EVA: Meine Stückzahlen sind aber höher!

VORARBEITER: Wenn ich „mehr Frau" sage, meine ich das in einem andren Sinn.

EVA: Sie ist wohl was Feineres, was?

NORA: Ich will aber von der Liebe nichts mehr wissen.

EVA: Mich könntest du sofort haben!

VORARBEITER: Man liebt das Unbekannte mehr als das Bekannte, vorausgesetzt, man scheut nicht vor dem Unbekannten instinktiv zurück.

EVA: Vielleicht hältst ja auch *du* dieses Unbekannte nicht aus.

VORARBEITER: Ich will das Beste für mich. Das bist du nicht: das Beste.

NORA: Für die Liebe ist jetzt keine Zeit, nur für die Selbstfindung ist Zeit.

EVA: Wenn du mich schon nicht lieben kannst, so konzentriere dich wenigstens auf die Tatsache, daß sie die Produktion verschleppen, den Maschinenpark nicht erneuern und unsre Wohnsiedlung verfallen lassen!

VORARBEITER: Eine Frau verhärtet, wenn ihre Gefühle nicht erwidert werden. Du brauchst dich nicht zu wundern, daß deine Liebe nicht von mir erwidert wird.

EVA: Wenn wir unsre Häuser nicht mit Blumenkästen aufputzten, fiele der Mangel an Renovierung noch deutlicher ins Auge.

VORARBEITER: Aus dir spricht kein Funke Gefühl.

NORA: Das Volk ist in seiner überwiegenden Mehrheit angeblich so feminin veranlagt, daß weniger nüchterne Überlegung als vielmehr gefühlsmäßige Empfindung sein Denken und Handeln bestimmt, sagt Adolf Hitler.

EVA: Das gehört doch im Moment nicht hierher!

VORARBEITER: Ich höre dir so gerne zu, Nora! Den Worten folge ich nicht, doch deine Stimme ist Musik. Musik deshalb, weil Gefühle eine Frau verschönen.

EVA: Aber *ich* liebe dich doch!

VORARBEITER: Das ist mir egal.

EVA: Merkst du nicht, wie unsre Häuser verfallen? Unter Blumenvasen, Spitzengardinen und Gartenzwergen zerbröckeln? Hast du denn nur mehr Augen für Nora? Du solltest doch früher mal sogar Vertrauensmann . . .

NORA: (unterbricht) Frauen müssen solidarisch und nicht eifersüchtig sein, Eva, weil sie von Natur aus einen starken inneren Zusammenhalt haben.

VORARBEITER: Wenn man liebt, merkt man keine Verkommenheit. Du kannst mich daher unmöglich so stark lieben wie du behauptest, Eva.

EVA: Trotz meiner Liebe zu dir, habe ich in Nachtarbeit Teppiche genäht, um die verfaulten Dielen...

VORARBEITER: Kannst du mich nicht endlich mit Nora alleine lassen?

NORA: Nein, bleib Eva! Ich brauche weibliche Solidarität bei meinen innerlichen Kämpfen.

EVA: Warum tut ihr mir so weh?

VORARBEITER: Ein Mann muß rücksichtslos sein können, aber auch weich und zärtlich.

NORA: In mir sind alle Gefühle längst tot.

VORARBEITER: Dann werde ich sie wieder erwecken!

NORA: Ich will mich lieber mit meiner Ich-findung beschäftigen.

VORARBEITER: Lasse mich dir dabei helfen!

EVA: Hörst du nicht, daß ihre Gefühle erstorben sind? In mir sind sie aber noch ganz frisch.

VORARBEITER: Dränge dich doch nicht so auf.

NORA: Wie kannst du so deinen Stolz verletzen lassen, Eva?

EVA: In der Liebe muß man seinen Stolz vergessen können.

NORA: Das könnte ich niemals. Aber ich will dir trotzdem eine Freundin sein. Willst du, Eva?

EVA: Du hast leicht großzügig sein!

VORARBEITER: Ich will Nora. Ich will Nora.

NORA: Die Liebe sucht nicht das Ihre, ich aber such' das Meine noch sehr stark. Ich bin in einem Prozeß der inneren Gärung.

EVA: Es wird ohnedies eine Zeit kommen, wo man für Gefühle keine Zeit mehr haben wird, weil die Fabrik hier vor die Hunde geht, weil unsre Arbeitsplätze ...

VORARBEITER: (unterbricht) Eben das mißfällt mir an dir! Daß du dir für Gefühle keine Zeit nimmst. Selbst ein Mann muß für Gefühle Zeit haben.

NORA: Auch ich wehre mich stark gegen Gefühle. Wenn man fühlt, ist man oft der Dumme, weil man der schwächere Teil wird.

EVA: (zum Vorarbeiter) Ich liebe dich aber! Ich wehre mich nicht.

NORA: Diese Umgebung ist überhaupt nicht dazu angetan, Gefühle zu wecken.

VORARBEITER: Wenn man liebt, verschwindet die Umgebung, und nur mehr die Liebe ist da.

NORA: Im normalen Liebesleben wird der Wert der Frau durch seine sexuelle Integrität bestimmt und durch jede Annährung an den Charakter der Dirnenhaftigkeit herabgemindert.

VORARBEITER: Das habe ich wieder nicht ganz verstanden, Nora, du sollst mit mir nicht so reden! Das demütigt einen liebenden Mann.

EVA: Vielleicht wird diese Umgebung ja kaputtgeschlagen, ohne daß die Liebe anklopft.

VORARBEITER: *Das* habe ich verstanden, und es mißfällt mir sehr.

EVA: Ich liebe dich!

VORARBEITER: Wie du dich einem aufdrängst.

NORA: Ich brauche jetzt wieder Zeit für mich. Geht bitte! Alle beide.

VORARBEITER: Eine Frau ist nur in der Liebe sie selber.

EVA: Ich liebe dich, daher bin ich sehr ich selber.

VORARBEITER: Ich will aber nicht dich, sondern Nora.

NORA: Ich liebe dich überhaupt nicht.

VORARBEITER: Das glaubst du nur, weil du nicht weißt, wie das ist, wenn man mich liebt.

Elfriede Jelinek

Herbarium der Lüste

In dickbauchigen Literaturlexika amerikanischer Renommierverlage wird man ihren Namen vergeblich suchen. Djuna Barnes blieb das Schicksal eines trockengepreßten Mauerblümchens erspart. Der teutsche Schutz- und Trutzbund männlicher Autoren, der Suhrkamp Verlag, hüllt sich nach der Edition von „Antiphon" und des Nachtgewächses, laut Klappentext „Wegbereiter einer größeren Ausgabe, die eine neue Rezeption dieser Dichterin einleiten" sollte, in verlegenes Schweigen. Wohl hat

es den Herren die Schamröte in die Feder getrieben. Die Hysterisierung des Mannes, zur lächerlichen Schießbudenfigur allegorisiert, ist im Werk von Barnes thematisiert. Hier darf er sein, was er den Frauen unterschob: weinerlich lallend, parfümiert, kinderlieb, sentimental und mit schöner Dummheit geadelt. Der Mann, das ist für Barnes fast nebenbei eine wahre trouvaille im Medium objektiver Charakteristik. Einer Lumpensammlerin verwandt streift sie durchs Dämmerlicht unbemerkter Gesten, achtlos verstreuter Wortfetzen, beiseitegeschobener Wünsche, versteckter Süchte. Was sie aufspickt, prangert sie nicht an, stellt es nicht aus; sie verwertet, was sie brauchen kann, zu gigantischen Dadacollagen, erotischen Kathedralen, in denen es einen ab und an schaudert, ohne je aufhören zu können, tiefer in sie hinabzusteigen. Da heißt es über den Doktor Matthew O'Connor, der all die Aschenbachs, Swanns, Blooms in den Schatten stellt:

„ein paar Tropfen aus einer vom Nachttisch gelüpften Parfumflasche zu erhaschen, das borstig dunkle Kinn mit einer Puderquaste zu bestäuben und seinen Lippen einen Strich Rouge aufzutragen, die Oberlippe auf die untere gepresst, um ihre plötzliche Verschönerung als Heimsuchung der Natur erscheinen zu lassen; und da er sich noch unbeobachtet glaubte – als habe das ganze Gefüge der Magie begonnen, sich zu zersetzen, als habe die Mechanik seiner Machenschaft endlich die eigene Kontrolle verloren und vereinfache sich nun im Rückwärtsgang zu ihrem Ursprung –, streckte sich die Hand des Doktors aus und bedeckte einen einsamen Hundertfrancsschein, der auf dem Tischchen lag." (48)

Der Doktor ist kein Transvestit, die es im übrigen nie gegeben hat, es sei denn als schlechte Schauspieler, sondern Schwindler. Eben deshalb hat Barnes Männer travestiert. Man hat ihr das zum Vorwurf gemacht. Gibt es ein schöneres Kompliment?

Vermutlich darum blieb sie ‚die berühmteste Unbekannte ihrer Zeit' (Barnes über Barnes), Obdachlose im Paris der zwanziger Jahre. Ihre Zeugenschaft ist inaktuell.

Scheu, idiosynkratisch, unendlich spröde weicht sie der MM-Fröhlichkeit literarischer Salons aus, weil sie sich aussetzen will, leidenschaftlich vivisektierend, fiebrig beobachtend. Sie nennt sich sarkastisch ‚a lady of fashion'. Mit dem spiegellosen Blick „polierter Metalle", ausdruckslos „wie die Oberfläche eines Gewehrlaufs", nimmt sie den modischen Mann ins Fadenkreuz:

„Gewöhnlich sah man ihn . . . in einer Aufmachung, als erwarte er, an einem großen Ereignis teilzunehmen, obgleich man nicht von ihm hätte sagen können, daß er für irgendeine Gelegenheit auf der Welt passend angezogen wäre. Er wünschte, allen Eventualitäten gerecht zu werden, und so war er auch ausstaffiert: teils für den Abend, teils für den Tag." (20)

Hier ist jene albern-infantile Männermode enträtselt, die Baudelaire noch in den „Albatros" hineingeheimnist hat:

„Oft zum Zeitvertreib fangen die Seeleute sich Albatrosse ein, jene mächtigen Meervögel, die als lässige Reisegefährten dem Schiffe folgen, wie es auf bitteren Abgründen seine Bahn zieht.

Kaum haben sie die Vögel auf die Planken gesetzt, so lassen diese Könige der Bläue unbeholfen und verlegen ihre grossen weissen Flügel wie Ruder kläglich neben sich am Boden schleifen!

Dieser geflügelte Reisende, wie ist er linkisch und schlaff! Er, unlängst noch so schön, wie ist er lächerlich und häßlich! Der eine neckt seinen Schnabel mit einer Stummelpfeife, der andere ahmt hinkend den Krüppel nach, wie er zu fliegen versuchte!" (Charles Baudelaire. Les Fleurs du Mal. Sämtliche Werke/Briefe, Bd. 3 (Hg. und übers. v. F. Kemp) München 1975, S. 64/65 ff.

Man täusche sich nicht: Schwalbenschwanz, Cutaway und Frack sind Formen des potentiellen Mißlingens nicht nur männlicher Eitelkeit, die zum Sadismus reizt. Hier geht die Reise der Vernunft zu Ende, um im Narrenschif zu ankern, das in der Flasche liegt. Djuna Barnes führt sie uns als laues Aquarium betrogener Betrüger vor. Wer, wenn nicht Männer, haben zu tief in sie geschaut, um sich darin als Fremde wiederzufinden? Geschmacklose Flaggschiffe auf nachgemachten englischen Sideboards bundesdeutscher Wohnkultur mögen davon noch zehren. Wer, wenn nicht Frauen, könnten sie zerschlagen? Sie stehen außerhalb, noch unentdeckt.

Klistiertes Klischee

Männer haben mit hautenger Vorliebe das Thema gefühlsechter Allianz penetrant variiert: zwei Männer und eine Frau (Oedipus), ein Mann und zwei Frauen (Tannhäuser), ein Mann und eine Frau (Chabrol), mehr Mann als Frau (de Sade/Grass). Im Lauf der Zeit ist davon nurmehr ein grinsendes Skelett übriggeblieben, dessen wohliger Schauer uns weiter injiziert werden wird. Dreiecksgeschichten, ganz gleich wie, sind seit je sehr beliebt, zeigen sie doch, auch ganz gleich wie, daß ‚es' klappt zwischen Mann und Weib und Mann und Mann. Zum höheren Ruhme des Wiederholungszwangs schlachtet man aus, was einmal ödipaler Komplex war. Diesem Wunder der Mechanik sprach Foucault die bezähmende „pouvoir normalisatrice" zu, die kosmetische Gewalt alltäglicher Unterwerfung. Djuna Barnes ist deren fantastisch-fanatische Störerin. Sie hat die Revolte wider jene Gewalt aus dem Dreiecksverhältnis selber herausgelesen: Zwei Frauen und ein Mann, die Grundkonstellation im Roman „Nachtgewächs", bringen den Herrn zum Verschwinden. Er, der Abendländer, Herr der Rede wie der Lüge ertrinkt im eige-

Photograph by Berenice Abbott

nen Geschwätz. Ins Schrille, tobend Herrschsüchtige wandelt sich der Ton jener Stimme, die den Frauen auf immer den Zutritt wehren wollte. Wenn er stirbt, weiß niemand, ob er je wieder erwacht:

„Ich, ich habe Senkfüße. Kopfschorf, eine Schrumpfniere, zerrüttete Nerven u n d ein gebrochenes Herz! Und schrei ich etwa, daß ein Adler mich an den Hoden hat oder seine Austern auf mein Herz fallen läßt? . . . Ist nicht ein jeder auf der Welt auf seine Weise überdreht. und bin ich nicht der Verdrehteste von allen? So daß ich daherkomme. störrisch und quiekend, wie eine Kalbin auf dem Weg zum Schlachthof, die weiß daß ihr Protestgeschrei gegen den Tod nur ein paar Meter zu seinem Ziel braucht so wie ihr Tod nur ein paar Meter zu seinem Ziel braucht, um gegen ihren Schrei zu protestieren?" (171)

Das ist die Stimme seines Herrn, wie sie noch nie gehört war: endlich rächt sich die größte Katastrophe abendländischen Denkens: das Zölibat, Verfall, Morbidität und Ruin des Mannes paaren sich mit dem Klang panischer Wildheit, schründiger, dissonanter Zerrissenheit. Die Metempsychose delirierender Vernunft wehrt ab, was ihr beschieden war: der Tod, in dessen Asche die noch stumme Gewalt der Frau heraufschimmert:

„You, the twilight powder of/A fire-wet dawn; /You, the massive mother of/Illicit spawn;/While the others shrink in virtue/You have borne." (aus: Twilight oft the Illicit. in: The book of repulsive women. N.Y. 1915)

Eben darum weil die Gewalt der Frau Maske des Todes ist, (powder, d. i. Puder u n d Sprengstoff und damit tatsächlich Metamorph von power) antwortet Barnes nicht mit lyrischer Klage, sondern mit verhaltener Wut auf die Fanfaren der Trauer.

Schattenspiele

Barnes trägt der Sprache an, was Gustav Mahler dem Ton aufbürdet, Ausdruck, dessen sie allein eigentlich gar nicht mehr fähig ist: höchste, schreiende Expression von Schlimmerem als Angst, Verzweiflung, Tod. Die Atmosphäre des Romans ist der gedämpfte Schein des wuchernd Unverständlichen, ein zartes, dünnes, unglaublich rissiges Palisadengewebe der Pathologie des Normalen. Im Streulicht spärlicher Wärme gedeiht eine Bildersprache des Anorganischen, die Stickluft abgestorbener Pflanzen, Tiere, Menschen. Grelles Sonnenlicht wäre ihr tödlich, Schattengewächsen gleich. Indem sie die Sprache der zweiten Natur zum Reden bringt, – die der Gestik, des Begehrens, der Überschreitung –, schlägt sie doppelt um: erlischt *in* der Rede der Mann, flackert auf, was noch nicht war, was unverwirklichte Möglichkeit meint: die Frau. Und insofern sie Bedrohung ist, klingt in ihr Schlimmeres als Tod tatsächlich an, „sie, die selbst verzehrter Tod ist, Tod auf dem Rückweg" (50). Tod, das meint zuallererst Entflechtung. Nicht länger mehr gehören sie, die Frauen, zur selben anthropologischen Einheit wie der Mann. Verzehrter Tod meint ferner die Erstarrung im Wachsgeflecht plötzlicher Verschönerung (Nicht umsonst bleiben die Requisiten magischer Gefühle den Männern vorbehalten: Parfumflasche, Puderquaste, Rouge.) Und endlich: Tod auf dem Rückweg, das meint nicht sondern ist Herausspringen aus dem Bild, das Männer ihr anmalten. „Die Frau, die sich dem Beschauer, wie ein für immer angeordnetes ‚Gemälde' präsentiert, birgt für das kontemplative Gemüt die höchste Gefahr." (49) Fern von ihm, dem Beschauer, der seine Wahrheit verliert, um in der Rede zu versinken (das ist seine höchste, tödliche Gefahr), von sehr weit her erklingt ihre Stimme, die noch nicht ausspricht, was sie verbirgt. „Im Klang der Stimme dieses Mädchens (lag) die leise, langsam affektierte ‚Beiseite' Stimme eines Schauspielers, der im weichen Wucher seiner Rede den Wortschatz zurückhält . . .". (50) Hier, in der Emanzipation der Melodie, des Gesangs erstirbt Mahlers Lied von der Erde, der schmachtende Blick nach dem heimlich Geliebten: es gibt ihn nicht mehr.

Djuna Barnes wird 1892 in Cornwall-on-Hudson, New York, geboren. Ihr Vater Wald, ein betuchter Viktorianer, stellt dem Recht des Kindes die Privilegien des Vermögens und der Geburt entgegen. Befremdend, wie er sie auslebt: er baut im einsamen Land sein Schloß Xanadu, treibt Ackerbau und Viehzucht, malt Landschaftsaquarelle, schreibt kulturpessimistische Traktate. Er ist der Prototyp des bürgerlichen Sektierers nicht aus Bildung, sondern aus Reichtum. Darin sieht er die Bedingung von Unabhängigkeit und Ehrenhaftigkeit. Man muß es fast bewundern, wie geschickt er die Tochter vor dem Paravent exotischer Palmwedel, die vom Douanier Rousseau gemalt sein könnten, drapiert. Djuna Barnes darf keine öffentliche Schule besuchen, sondern erhält Unterricht von einer Hofmeisterin: es ist ihre Großmutter, die sie in die schönen Künste einweiht. Später wird sie zur Feindin patriarchalischer Erbschaft, jener Weisheit, die der Vater wie ein Märchen spektakulär inszeniert und in beklemmenden King Kong Arabesken beschwört. Sie rächt literarisch, was der Vater an ihr verbrach, und schreibt:

„Mit dem wütenden Eifer des Fanatikers hetzte er den eigenen Mangel an Ebenbürtigkeit zu Tode, indem er Gebeine längst vergessener Kaiserhöfe wieder zusammensetzte . . . Die große Vergangenheit, so wähnte er, könne wohl manches kleine Teilchen flicken; verneige er sich nur tieg genug, gäbe er nur nach, in demütiger Huldigung." (21)

In den 1920er Jahren kommt sie als Expatriierte nach Paris, mit ihr Henry Miller, Dos Passos, Hemingway u. a. Aber sie hat anderes zu tun als irgendeiner literarischen Praxis oder Theorie zu folgen. Ihre Arbeit ist prismatisch, ruhelos und stolz. Novellistin, Dramatikerin, Satirikerin, Journalistin, Theaterkolumnistin, Porträtmalerin, Illustratorin eigener Arbeiten, um einige ihrer Interessen zu nennen. So geht es, aber es geht auch anders: sie verhindert Interviews, erlaubt keine flüchtigen Schlüssellochblicke in ihre Autobiographie und veröffentlicht unregelmäßig, spärlich, manchmal anonym. Grund genug, die Gier zu enttäuschen, und man wird sie ihr heimzahlen, bis in die hochnotpeinliche Festschrift zum Achtzigsten; in der sich die Herren die Mäuler zerreißen über Privates, in dem sie nicht schnüffeln durften. Ich kenne keine Festschrift, in der so Weniges über ein Werk und so Vieles über Voyeure zu lesen ist (A Festschrift For Djuna Barnes On Her 80th Birthday, Kent State University Libraries 1972. Umfang 16 (!) Seiten). Bislang liegt keine Gesamtausgabe ihrer Werke vor. Vieles ist in Europa überhaupt nicht greifbar, verstreut auf zwei, drei amerikanische Archive. Das ist mehr als ästhetischer Rufmord, und man braucht die Eingeweide berufener Verleger und Professoren nicht erst zu sehen, um sich vorzustellen, was die Herren eigentlich gegessen haben.

Frauen und andere

Zum Beispiel Nora und Robin. Herr Ibsen hätte wohl nicht im Traum daran gedacht, daß einer Nora nach anderem verlangt denn wunderbaren Männern. Deren Komödiantentum war nur sein eigenes.

Die Nora des Nachtgewächses lehrte ihn das Fürchten. Eine Frau, die fremdes Eigentum begehrt, bekommt und dennoch nicht zur Diebin wird? Rebellische Frauen wie Robin, deren Besitzer an Schätzwert verlieren? Ihre Liebe ist noch sprachlos, noch stumm, schlafwandlerisch. Schade, ich hätte zu gern ein Sterbenswörtchen von ihnen erfahren. Assoziation: weiblicher Hamlet und Ophelia, verständnisloses Verständnis, gestische Sehnsucht – entfernteste wie schlichte Erinnerung an innere Natur. Darin vollzieht Barnes eine langsame, sehr gedämpfte Mutation, von der man nur die Oberfläche wahrnimmt: aus der Erinnerung wächst das Souvenir, erstarrt und zwielichtig, innere Natur erscheint isoliert als botanischer Irrgarten, als trockene Herbaristik. Giftschränke des Unsichtbaren, kaum Wahrgenommenen, das könnte der Blick der Frauen sein, mit dem sie „die Welt in sieben Tagen" (64) zerstören sollten.

Branka Wehowski

Djuna Barnes: ‚Nachtgewächs'
Suhrkamp Verlag, Frankfurt 1971

Madame X

Ein Versuch zur Archäologie der Subjektivität von Ulrike Ottinger und Tabea Blumenschein

1. Schönheit:

„Die konvulsivische Schönheit wird erotisch-verhüllt, berstend-starr, magisch-umstandsbedingt sein oder sie wird nicht sein." So André Breton 1937 einleitend in seiner auto-biographischen Schrift: ‚L'amour fou'. ‚Madame X' von Ulrike Ottinger und Tabea Blumenschein, ist der erste deutsche Film seit vielen Jahren, der dieser Definition auf dem kinematographischen Sektor ohne Abstrich genügt, weil er, darum in den surrealistischen Grund und Nährboden zu loben, auf dem er gedieh, ganz Bild, ganz Ton, unzweideutig die Farbe der Leidenschaft bekennt.

2. Piraterie:

Soweit frau zurückdenken kann, und d.h. zum Beispiel bis zu Kants Kritik der reinen Vernunft von 1781/87, ist sie von den Kategorien RAUM und ZEIT, die als Stützpfeiler nicht nur das Gebäude der Transzendentalphilosophie tragen, kategorisch ausgeschlossen gewesen. Kant behauptet darin, gegenüber ihrer transzendentalen Idealität, die empirische Realität von Raum und Zeit. Frage: welcher weibliche Marco Polo hätte den empirischen Raum nicht gerne durch die Entdeckung des Seeweges nach Indien, welcher weibliche Christoph Columbus nicht lieber durch die Entdeckung Amerikas,

welcher weibliche Jurij Gagarin endlich nicht liebend gerne durch eine Landung im Weltraum zu einer Realität für die Menschheit gemacht?

Nicht nur kommen Frauen als Weltumsegler und Raumfahrerinnen in Historie und Geographie nicht vor, sie werden sogar k r i m i n a l i s i e r t, wenn sie sich, wie die Chinesin Lai Cho San um 1930 auf Piratenfahrt in den südostasiatischen Meeren umtun. Madame X, auf ihrer Dschunke O r l a n d o als Raum- und Zeitfahrerin tätig, ist eine solche Piratin. Sie führt das Oberkommando über eine Mannschaft Frauen so, als gelte es, diesen ihren jahrtausendealten Wunsch nach Entdeckung der eigenen Entdeckerfreudigkeit und Abenteuerfertigkeit als erfüllt vorzustellen.

3. Initiation:

Laut Brockhaus ist die I n i t i a t i o n der rituelle Eintritt in ein neues Lebensstadium. Naturvölker feiern die Geschlechtsreife, besonders der männlichen Jugend und verbinden Mutproben, fern der Gemeinschaft, mit sexuellen, religiösen und ökonomischen Unterweisungen. In symbolischer Form läuft dabei ein Dreiphasenprozeß ab:
1. Tötung der Person in der alten sozialen Rolle
2. Abgeschiedenheit außerhalb des allgemeinen Lebenszusammenhangs
3. Wiedergeburt des Gewandelten.

Der Film macht sich den Initiationsritus als Modell zu eigen. Dabei werden folgende wichtige Akzente n e u gesetzt:
erstens verlagert sich die Einweihung vom ‚starken' aufs ‚schwache' Geschlecht;
zweitens verschiebt sich der Zeitpunkt der Einweihung wesentlich von der 1. auf die 2. Pubertät, und d. h. vom Moment der andersgeschlechtlichen zum Moment der gleichgeschlechtlichen Liebesreife. Daher untrennbar miteinander verknüpft die beiden Komponenten des Films: Fanal der lesbischen Liebe und Ausdruck eines revolutionären, aus Passivität und Abhängigkeit, die sich bereits in der weiblichen Charakterstruktur abgelagert haben, herausdrängenden Bewußtseins zu sein.

4. Feminismus:

GOLD --- LIEBE --- ABENTEUER
verspricht über Funk oder Rundfunk, über Tage- oder Flugblätter, über die Post oder die Flaschen-Post einer aus allen vier Winden (Himmelsrichtungen), allen fünf Erdteilen (Kontinenten) herbeieilenden Frauen(mann)schaft Madame X, eine narzißtisch-charismatische Persönlichkeit, und siehe da: alle, alle Frauen kommen.
Aus dem Schwarzwald mit seinen Silberforsten eilt auf den Flügeln des Goethe-Zitats direkt vom Frühstückstisch im Grünen weg die Förstersgattin Flora Tannenbaum;
aus der Medienlandschaft mit Bildern, Abbildern und Abbildern von Bildern eist sich auf Rollschuhen die europäische Künstlerin Josephine de Collage los; dem Eisschrank, den sie füllt oder seiner Konsumgüter entleert, es gilt alles gleich, kehrt auf einem Klappfahrrad die amerikanische Hausfrau Betty Brillo den Rücken;
ihre Luxuslimousine, alter Mercedes, der aussieht wie neuer Rolls Royce, läßt das amerikanische Fotomodell Blowup vom Chauffeur in die genau entgegengesetzte Richtung lenken;
ihre Beobachterstellung zu Häupten einer liegenden Patientin tauscht die Diplom-Psychologin Karla Freud-Goldmund gegen einen Platz auf der Rikscha aus, die sie an die Grenzen ihrer Wissenschaft führen soll;
aus ihrem Cockpitsit, den sie wie den zugehörigen alten DC-3 Clipper über den australischen Subkontinent hinweg steuert, strebt die Buschpilotin und Nasa-Anwärterin Omega Zentauri heraus;
aus ihrem Kanu, das ihr beides zugleich: Fortbewegung und Lebensunterhalt sichert, entsteigt die einer Tabuverletzung wegen von ihrem Mann verlassene Eingeborene der Insel Taipi Noa Noa und wechselt in die Dschunke über; immer schon da, und d. h. bei Madame X als Köchin tätig, ist die Chinesin Hoi sin;
immer schon da, und uneigentlich doch noch nie dagewesen, ist Orlando, ein Wunschbild aus der Vergangenheit (der Zeit, in welcher Menschen im 30. Lebensjahr vom männlichen auf das weibliche Geschlecht überwechseln konnten);
im Laufe der Kaperfahrt als rettungssuchende Manicure und Coiffeuse hinzutreten wird der Zwitter Belcampo.
Offensichtlich ist die Frauen(mann)schaft zwar bunt, aber keineswegs willkürlich zusammengesetzt. Sondern sie ist für alle Bereiche des menschlichen Lebens vom Naturzustand bis zur modernen Flugtechnik, vom altsteinzeitlichen Hausfrauenberuf bis zum neuzeitlichen Diwan des Psychoanalytikers repräsentativ ausgewählt. Anders gesagt:

In den neun Gliedern der Besatzung geht der gesamte Leib der Frauheit an Bord.

5. Dialektik:

Der berühmte Passus aus Hegels Phänomenologie von 1807 über Herrschaft und Knechtschaft: ‚Was der Knecht tut, ist eigentlich Tun des Herrn; dieser ist nur das Fürsichsein, das Wesen; er ist die reine negative Macht, der das Ding nichts ist, und also das reine wesentliche Tun in diesem Verhältnisse; der Knecht aber ein nicht reines, sondern unwesentliches Tun'; ist auf Herrin und Magd oder Kapitänin und Seefrau (im Plural) oder Piratenkönigin und Piratenköniginnenbraut (im Plural) zu übertragen, wobei gesehen werden darf, daß der Film die Grundlinie der Hegelschen Analyse ins Groteske verzerrt.

Zum Beispiel die Unbeweglichkeit der Madame X, ihre ägyptische Statuarik, die sich bis zur Starrheit der Galionsfigur als Doppelgängerin steigern kann, geriert unter den Besatzungsfrauen, die sich an Bord regen und deren Busen Gefühle bewegen in kontrastierender Weise wilde Hast und beweist allein dadurch schon die gleichsam organische Superiorität der Madame X als Kopf über die Besatzungsfrauen als Extremitäten am Leib des Unternehmens.

6. Technik

Nachdem sie ihrer Anführerin einen Eid geleistet, sich an Bord umgetan, umgezogen und vorläufig ins Seefahrerinnen - und Piratinnendasein eingefühlt haben, tut sich die Frauen(mann)schaft zur Musik geifernder Möwenschreie – in einem erotischen ‚corps à corps culinaire' – an einer fetten Brachse gütlich, die sie nach allen Unarten der Gier mit Stäbchen auseinandernimmt, und die erst die Phantasie von Belcampo während des M M P I – Tests in slow motion wieder in ihren ursprünglichen Zustand versetzt und zu gesunder Gänze zusammenfügt.

Der dergestalt restaurierend-restaurierte Fisch weist aber – dem sonst überwiegend Surrealistischen in Bild und Ton zum Trotz – unmißverständlich in die Richtung der strukturalistischen Tätigkeit, die Roland Barthes in einem frühen Text einmal operationell als Auseinandernehmen (découpage) und Zusammensetzen (agencement) bestimmt hat.

7. Orlando gegen X:

Viel bewundert sind die Tafelbilder aus der Renaissance, die den Maler kniend oder sonst in devoter Position als Randfigur am allgemeinen Bildgeschehen mit teilnehmen lassen. Orlando, Wunschbild aus der Vergangenheit, reicht bis in die Renaissance zurück und ist, weil sie von allen Besatzungsfrauen am wenigsten Celluloid-Streifen für ihre eigene Person beansprucht, eine solche Randfigur. Aber mit dem Bedacht, daß sie, dargestellt von der Filmemacherin selber, das Motiv der Produktion in die Logik der Produktion mit hinübernimmt und so frei ist, sich im entscheidenden Moment selbst ins Zentrum des Geschehens zu setzen, das ihr Verschwinden sein muß.

Das geschieht folgendermaßen: Orlando liest Orlando (von Virginia Woolf). Ein Blick über die Buchseiten hinweg aufs Meer läßt sie nach einem orangen Delphin, der, eine wunderbare Blume, die leider (o jemine) eine fleischfressende Qualle ist, in Verlangen entbrennen.

Kaum springt sie über Bord, schon ist ihr kelchgleicher Leib von blühenden Quallenarmen umfangen. Es kommt wie es kommen muß: Das Untier reißt sie mit sich in die Tiefe herab. Nichts vermag Madame X dagegen, sondern büßt beim sofortigen Rettungsversuch ihre helfend-erbebende Hand dafür ein. (Handverlust bei Freud als Symbol der Kastration).

Détail: Madame X läßt sich daraufhin einen vernagelten Lederhandschuh (Bild der nach außen gestülpten vagina dentata) mit Schneidemesser in Verlängerung des Zeigefingers anpassen, der in einer dem Marquis de Sade zu unterstellenden Liste sado-perverser Gegenstände um keinen Preis fehlen darf. Anders gesagt: gerade weil sie von der Idee von Orlandos Verlust absolut beherrscht ist, wirft sie sich zur absoluten Herrscherin über die Frauen(mann)schaft auf.

Anderes Détail: der Bootsname Orlando, Signal dafür, daß hier ein Frauenleib allen anderen Frauen (Madame X eingeschlossen) Tragfläche, Spielfläche, Oberfläche gewährt.

8. M M P I – Test:

Der M M P I – masculinity-feminity-Persönlichkeitstest enthält unter anderem folgenden Fragen:

Spielen sie gerne mit Puppen?
Verläßt ihre Seele manchmal den Körper?
Fühlen sie sich von anderen verstanden?
Sind sie von bösen Geistern besessen?

Und das sind die Antworten, die Belcampo, die manikurende Coiffeuse nach ihrer Rettung aus Schiffbruch darauf gibt:

Die Witwe ist ein Enkel. Der Enkel ist eine Witwe.
Naivität und Sinnlichkeit sind gänzlich verschwunden.
Raoul telefoniert ständig.
Die Kerzenflamme ist durchsichtig, etc. etc.

Ihre Antworten treffen daneben. Sie reproduzieren das, was klinisch als ‚Ganser' oder ‚réponse à coté' poetologisch als Sonderform des surrealistischen ‚cadavre-exquis' Spiels längst begrifflich erfaßt ist.

Belcampo bedient sich des Verfahrens spielerisch und siehe da, sie behauptet sich, unter dem zusätzlichen Druck der Stoppuhr, die Phantasie an die Leine nimmt, im Absehen von Karla Freud-Goldmunds erleuchtetem dritten Auge, die beiden anderen sind offensichtlich blind, als die oder der Zwitter, eine Person von beiderlei Geschlecht, die die Mythologie der Alten mit dem Namen Hermaphrodit belegt hat.

9. (K)ein Tönchen über den Ton:

Da sind Schreie geifernder Möwen.
Da ist das Schnurren von fünf Kätzchen oder mehr im Korb.
Da hat die musikethnologische Abteilung des Museums in Dahlem Aufnahmen gespendet.
Da überquillt der Alltag mit schleifenden Rädern, sirrenden Brems- und anhaltenden Unfallgeräuschen (Sirenton).
Da trifft King Kong schrill auf Dinosaurier.
Da verleiht Eric Satie der ‚Diva de l'Empire' Laut.
Da vermischt sich das Plätschern eines randvollen Wasserbeckens in der Arkadien-Szene mit ‚Les Quercade' und ‚Entrée par Ludovic Le More', Musik von Reynoldo Hahn.
Da ist ein sogenannter musikalischer Rahmen, gefügt aus der Ouvertüre zur ‚Diebischen Elster' von Rossini, die das Orchester forsch bei Auftakt und Schlußtakt des Films anstimmt.

10. Kostümfest:

‚Dans le mauvais gout de mon époque je m'efforce d'aller plus loin qu'aucun autre', schreibt Breton einmal. Was die Kostüme der Filmfiguren von Tabea Blumenschein anbetrifft, so setzen sie dem schlechten Geschmack der Kaufhäuser, die Kunststoffe mit Tand und Flitter verbrämen, die Krone auf.

Blumenscheins Entwürfe (der Name selbst ganz Oberfläche, Sichtbarkeit, Äußerlichkeit) kennzeichnet zweierlei:
1. die Absage ans Natürliche und
2. die Absage an Eleganz.
Überhaupt ist ihre Gewandung eher p i k t u r a l denn v e s t i m e n t ä r gemeint. Das geht aus einem Vergleich mit der Malerei von Gustave Moreau oder, so sonderbar das klingen mag, der der Kubisten hervor. Die von Hella Utesch ausgeführten Lederkostüme werden so nur vor dem Hintergrund afrikanischer Negerplastik richtig verstanden.

Die Stilisierung. Immer wieder die Stilisierung. Man könnte sie als eine Stilisierung des Stilbruchs bezeichnen, weil in diesem Begriff das Collage-Prinzip der Bild- und Tonherstellung mitgedacht ist.

Stilisierung der knallbunt gefärbte Kurzhaarschnitt von Omega Zentauri, der die Gesichtsmalereien der Buschmänner, die sie täglich in nenneswerter Höhe überfliegt, wieder aufnimmt. ‚Das Geheimnis der Welt ist das Sichtbare, nicht das Unsichtbare', sagt Oscar Wilde. Es gelingt Blumenschein, darin Wilde-Adeptin, das SEIN ihrer Figuren in den SCHEIN von deren Bekleidung zu fassen.

11. Apotheose:

Ein Garten an einem lauen Sommerabend mit Schatten und Grün. Ein lauschiges Plätzchen an plätscherndem Becken. Wasserschwall. Der locus amoenus ist bühnenreif. Leise fächelt Wind und fährt Madame X, die – weiblicher Torso des Apoll – den Oberkörper streckt, über die männlich behaar-

te, weibliche Brust. Belcampo zu ihren Füßen als Pedicure, Hoi sin als Lauscherin im Gebüsch, findet die von Krönung begleitete Apotheose des schaumgeborenen Hermaphroditen, bei Kunstlicht, das Perlen und Pailletten widerstrahlen, kurz vor der Erdolchung der Förstergattin statt.

12. Abschied:

Zwei Momente sind aus einer Reise herauszuheben: der Moment des Aufbruchs von woher und der Moment der Rückkehr nach wohin. Wie die Frauen der Besatzung ihrer alten sozialen Rolle im Aufbruch zum Abenteuer jeweils absterben, so gewinnen sie ihre neue Identität erst nach dem symbolischen Durchgang durch den Tod bei der Rückkehr an Bord. Beweis: es ist ganz die alte Mannschaft, die Madame X, am Zielhafen angelangt, zu neuer Kaperfahrt anheuert. Oder anders gesagt: die Kaperfahrt, von der der Film handelt, nimmt ihren Beginn von seinem Ende.

Zitat: ALLE UNZUFRIEDENHEIT, DIE IN IHNEN STECKTE, VEREINTE SICH ZU EINEM MACHTVOLLEN GANZEN UND MIT GÜNSTIGEM WINDE SEGELTEN SIE DAVON.

Anmerkung: der Durchgang durch den Tod, wie die Liebe selber Glied in einer Kette von metaphorischen Substitutionen: Orlando wird von Madame X geliebt, die von Hoi sin geliebt wird, die von Noa Noa verführend-verführt wird, die von Blow-up geliebt wird, die von Betty Brillo, die von Omega Zentauri usw. usf. mit Beschlag belegt wird, ist im Film immer rational, und d. h. erotisch begründet. Der hier am Werk ist, ist EROS THANATOS. Sein erstes Opfer mußte Orlando, sein letztes soll Hoi sin werden, für die das Bewußtsein, Gefangene ihres eigenen Aufbruchs zu sein, den Zusammenbruch bedeutet. Hier ihr Abschiedslied:

‚Siehst du die fernen Hügel?
Meine Geliebte hat mich verlassen.
Siehst du die fernen Hügel?
Noch ehe du fünfzig Schritt gegangen bist,
wird eine Fußkrankheit dich ereilen.
Siehst du die fernen Hügel?
Du wirst sie nie mehr überschreiten.‘

EROS THANATOS als Fußkrankheit?
Frau kann es auch so auffassen.

13. Against Interpretation:

Dem Drehbuch zum Film ist als drittes Motto ein Absatz von Susan Sontag vorangestellt: ‚Die Überbewertung des Inhaltsbegriffs bringt das ständige, nie erlahmende Streben nach Interpretation mit sich und umgekehrt festigt die Gewohnheit, sich dem Kunstwerk in interpretierender Absicht zu nähern die Vorstellung, daß es tatsächlich so etwas wie den Inhalt eines Kunstwerks gibt‘.

Dieser Absatz ist eine Invektive.

Es gibt für eine Kritikerin nur zwei Möglichkeiten, darauf zu reagieren: entweder offensiv oder defensiv. Ich habe mich für die Offensive entschieden. Diese unterscheidet Inhalte von Inhalten, geht von der Trennung des Inhalts in einen manifesten und einen latenten aus, und wirft den manifesten so leicht über Bord (wie etwa die Eroberung der Luxus-Jacht von Lady Divine durch die Besatzung der ‚Orlando‘, zweifellos der dramatische Höhepunkt des Films), wie sie sich schwer von latenten Inhalten (etwa dem Thema der weiblichen Einweihung im Ritus der Initiation) lossagt. Wie es auch sei, wenn ich wahre Sätze über den Film niedergeschrieben habe, dann nur um dessen Bilder zu fixieren, denen André Breton, wenn er aus dem Grabe aufsteigen könnte, nachsagen würde: DIE SCHÖNHEIT WIRD WIE EIN BEBEN SEIN ODER SIE WIRD NICHT SEIN.

Ginka Steinwachs

Über die Wünsche

Von den eigenen Wünschen zu sprechen, heißt noch lange nicht, sie auch zu kennen. Die Welt der Wünsche, das ist für uns ein unbekanntes Land geworden. Unsere Blicke verlieren sich in der Fülle der Angebote, der Lockungen, und wir greifen zu. Uns allen präsentiert sich das Universum der Waren – die Mode, das Auto, die Gegenstände der häuslichen Privatheit – als Ort der Befriedigung, als glücklicher Schauplatz aller unserer Sehnsüchte. Aber in Wirklichkeit ist es nicht so.

Auf eine geschickte Weise werden unsere Wünsche betrogen, unsere Erwartungen bleiben, trotz des überall sichtbaren gesellschaftlichen Reichtums unbeantwortet. Vor den zugekleisterten und beseitigten Horizonten der Wünsche leben wir im flachen Land der sogenannten bedürfnisorientierten Konsumgesellschaft. Das Schicksal der Wünsche im Untergrund der abendländischen Geschichte ist noch unerforscht; eine Hypothek, die sich immer mehr vergrößert.

Dietmar Kamper, der im Hanser-Verlag schon eine „Geschichte des Körpers" und eine „Geschichte der menschlichen Natur" herausgegeben hat, ist jetzt in einer neuen Untersuchung den Spuren dieser unbekannten Geschichte unserer Wünsche nachgegangen. „Die Anzeichen häufen sich, daß diese fundamentale Richtung des menschlichen Lebens, die einmal Wünschen hieß, im Bewußtsein der Menschen überhaupt aufhört. Vielleicht bleiben nicht einmal Spuren der Erinnerung."

Die Rekonstruktion einer Geschichte der Wünsche hat eine Geschichte der Vernichtung zu beschreiben. Sie bezeichnet das Sterben der Gefühle, der Stimmungen, der Leidenschaften. Aus unserem Leben hat sie eine langwierige Entwicklung verdrängt, ausgewiesen in das „Abgründige": in die Entwürfe der Künstler, in den Mystizismus der Wahnsinnigen, in die poetisierenden Erinnerungsbilder der Kindheit. Was aber reicht von dieser körperlos gewordenen Welt der Wünsche in unsere heutige Erfahrung hinüber? Wie gehen wir damit um? Wie entreißen wir dem Kontinuum einer über Ausgrenzungen und Tabuisierungen gewonnenen Aufklärung die Sprengkraft des Wünschens? Die jetzt vorgelegte Untersuchung über die Wünsche, zusammengestellt aus Referaten, die im Wintersemester 1975/76 an der Universität Marburg abgehalten wurden, versammelt die Theorieentwürfe verschiedener Autoren, die neu interpretiert und dargestellt werden. Sigmund Freud, Jacques Lacan, Deleuze/Guattari, Georges Bataille: ihr gemeinsames Thema ist die Rolle des Wunsches innerhalb der Geschichte des bürgerlich männlichen Fortschritts.

Die Marburger Autoren machen den Versuch, an die unruhige, wilde Bedeutung, an das anarchische Leben des Wunsches heranzukommen. Der Wunsch wird als Kraft des Widerstandes vorgestellt, die eine herrschaftsfreie neue Beziehung zum eigenen Körper und zur äußeren Natur verfolgt. „Der Wunsch ist ein unbegrenzbarer oder er ist kein Wunsch. Insofern ist der Wunsch immer politisch, seine Bewegung ist subversiv, ein Gegenlauf zu bestehenden Ordnungen." Diese Eigenbewegung des Wunsches wird von der Umgangssprache genauso verfehlt wie vom wissenschaftlichen Begriff. Eine Sprache wäre zu erfinden, heißt es an einer Stelle des Buches, die Wunschströme fließen läßt; die auf Bereiche der Musik, der Arbeit und des Alltags verweist. Eine Sprache, die „Intensitäten" herstellt; die die Grenzen der Sprache befragt und sie überschreitet. Eine Sprache, die sich auf die Wünsche einläßt, wird neue Töne und Bewegungen in sich aufnehmen. Sie wird sich nicht mehr damit bescheiden können, Wünsche als utopische Theorien zu akzeptieren. Das ist bei der Lektüre dieses Buches ein Dilemma: seine explosive Thematik steht im Widerspruch zur Form der Darstellung.

Ich stelle mir ein Buch über Wünsche anders vor. Ich möchte beim Lesen nicht nur einen entfernten Gegenstand kennenlernen – die Wünsche als Objekt – sondern Wünsche, die sich mir zeigen können. Es ist eine Absurdität dieses Buches – die die Autoren selber auch ansprechen, – daß sie den Wunsch und seine ihm eigene Logik und Sprache durch den wissenschaftlichen Diskurs hindurch bezeichnen wollen. Sitzend, lesend, denkend auf eine Weise, die mich ermüdet hat, werde ich auf die dargestellten „Wunschkonzeptionen" losgelas-

sen, in denen die Wünsche selber nur ein blasses Gesicht haben. Aber man wünscht sich ja, daß Wünsche nicht blaß sind. Der Versuch mit ihrer Verstümmelung umzugehen, die Absicht dieser Untersuchung, verstümmelt die Wünsche noch einmal, denn sie sitzen hier in einer Vitrine, die ich nur sonntags öffnen darf. Das Abenteuer einer riskanten Thematik versandet hier ein wenig im abgesteckten Rahmen einer Seminararbeit. Dennoch ist das Buch ein Lichtblick, denkt man an die sozialtechnisch verengten Diskussionen an unseren Universitäten. Es hat eine avancierte Thematik aufgegriffen und setzt sich damit voll in Widerspruch zum zeitgenössischen Trend eines aufstiegsorientierten wissenschaftlichen Lehrbetriebs. Insofern hat dieses Buch doch wieder sehr viel mit seinem Gegenstand: den Wünschen zu tun.

Gisela von Wysocki

Herausgegeben von Dietmar Kamper, Carl Hanser Verlag, München, 184 Seiten.

Schwachsinn

Die Steckrüben deutscher Kultur sind bemoost, der Erbfeind auch. So macht der deutsche Michel sich auf in den Kampf gegen die Sinne, da hat seine Rübe noch ihren Wert.

„Sinnlichkeiten" ist der Titel des Kursbuchs 49, der Ängstlichkeiten ebenso hätte heißen können. Männliche Alltagsmystik wendet nach alter Manier die Bedrohung von Kopf und Schwanz und deren Staffagen ab. In „Sinnlichkeiten" zerlegt, bleibt von Sinnlichkeit nichts übrig, und das Füllhorn der Gelehrsamkeit wirkt umso dicker. Auge um Auge ist die Parole, und die 5 (fünf) Sinne sind zum Teufel und Seinesgleichen, verstünde man darunter „Fummeln, Schnüffeln und anderen Kitzel" (S. 1), Interessen pubertierender Knaben, normaler Ehemänner, geiler Opas und der Polizei also.

„Schön sinnlich" nennt folgerichtig Karl Markus Michel seine Ausschweifungen im Zettelkasten, mit denen er die Tradition deutscher Pastorensöhne fortsetzt und der Freudlosigkeit eine Gasse schlägt. Seine Belesenheit ergießt sich in das „Früher-Jetzt-Mythologem", das, wollte man es erweitern und auf die Entwicklung des Kursbuchs anwenden, sowenig taugen würde wie in seinen vorliegenden Fleißarbeiten. In Erinnerung ist uns ein Kursbuch, das gangbare Wege wies, und nun diese Sackgasse. Schon die „Frauen" (47) waren auf dem Abstellgleis und durften die Angst haben, die nun wieder von ihnen gefordert wird.

Weder Gier noch Ekel, angebliche Sinnlichkeiten, erfassen uns beim Lesen sondern Langeweile und Erstaunen über das Immergleiche. In Abwandlung eines Satzes von Foucault könnte man schreiben, die Sinnlichkeit diene heute als Stützpunkt jener alten Form, die dem Abendland so vertraut und wichtig ist, der Form der Predigt.

Was erfahren wir auf den ersten 35 Seiten? Daß die Klage, sinnlich zu verkümmern, alt sei. Deshalb als Trostpflaster und angebotene Erkenntnis das genannte Mythologem, das uns, wie könnte es anders sein, „. . . von altersher eingezeichnet ist und jedem Individuum durch den ganzen Apparat der Kultur von neuem auf den Leib geschrieben wird . . ." (2). Natürlich dürfen bei all den aufgezeigten Bildungsgütern nicht nur Sprachtheorien und Strukturalismen fehlen, auch die *Annales* bekommen ihr Denkmal: „Es hat, wie sich das für ein Mythologem gehört, keine streng historische Relevanz, sondern ist allgegenwärtig, wirkt auf den verschiedenen Ebenen: in langen und kurzen Zyklen, synchron und diachron. Es gilt für den Kulturkreislauf wie für den Lebenszyklus oder die Klassenkämpfe." (5 f.)

Sinnlichkeit läßt sich nicht messen, wie schade, ist sie doch „Quantität schlechthin", „die unerschöpflich brodelnde Natur, an deren schierer Fülle gemessen die Intelligenz eine Mangelware ist" (3 f.). So geht es dann mit dem Zaumzeug von Kant, Herder, Hegel und Nietzsche immer weiter sinnreicherweise bis zu 5 Modellen, die keinen Beitrag zur Sozialgeschichte der Sinnlichkeit liefern sollen (10), letztlich auch nur den Sinn für Sinnlichkeit des Verfassers zeigen. Vom „Gott sei bei uns", der bei der allgemeinen Dämonenschau sowieso stets dabei ist, geht es mit der „Schwarze(n) Kunst" ins „Schwitzbad der Passionen", um schließlich

„Durchs Schlüsselloch" die „Menagerie" zu betrachten. „Ohne Schaulust keine Heimlichkeit, ohne Heimlichkeit keine sexuelle Lust" (24), wieder mal das Auge und sein sozialer Ort, das Schlüsselloch. Durch welches die Polizei Zugang zu michelscher Sinnlichkeit hat: „*Daß* die Polizei aber brutal, korrupt, hinterhältig, ‚teuflisch' sein darf – all diese sinnlichen Praktiken des Observierens und Spionierens, des Lauschens und Schnüffelns, des Spurenlesens und Fallenstellens machen sie – und seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auch ihren Kumpan und Gegenspieler, den Privatdetektiv – zu einem Monopolisten von Sinnlichkeiten, die im bürgerlichen Leben rar geworden sind. Das verleiht ihr eine Aura, die den ‚Hüter von Gesetz und Ordnung' zugleich als Inbegriff des lustvoll Bösen erscheinen läßt." (27)

Mit dem Lustvollen sind nach Art des Verfassers stets das Böse verbunden und die Angst. „Die Sozialgeschichte der bürgerlichen Sinnlichkeit ist eng mit der Sozialgeschichte der bürgerlichen Frau verknüpft . . . " (28). Bescheidenerweise läßt sich die weibliche Perspektive aus den genannten Dokumenten nur indirekt erschließen, „. . . eine immer noch zu leistende Aufgabe" (28), Nana, Lulu, die Mutti usw. „Ist die Banalität das Schicksal *unserer* Sinnlichkeit, oder steht auch diese Vermutung noch im Banne des Früher-Jetzt Mythologems?" (33) Immerhin bietet das Schwarze an den Mitessern noch genug Möglichkeiten, die Tradition fortzusetzen.

Und dienstags ist vom Essen dann auch die Rede, mit mehr Literaturkunde als Appetit. Wieder gibt es das traute Mythologem: „Am Anfang war die Gier, das orale Verschlingen. Wenn Onto- und Phylogenese irgend wo parallel laufen, dann durch Mund- und Speiseröhre. Das ist die Erfahrung des frühen Sammlers und Jägers wie die des Kleinkindes; sie wirkt weiter in der Evolution der Gattung und in der Entwicklung des Individuums, wie sehr sich auch die Eßgegenstände ändern mögen" (92). Wobei sich die Eßgewohnheiten der Männer, und aus ihnen besteht hier die Welt, zweifellos nicht geändert haben, ob es sich um Hausväter, K-Bonzen oder seichte Literaten handelt, das Hineinschaufeln mit dem Anspruch von Tüchtigkeit ist dasselbe. Doch auch hier, darf man Matthis Dienstag glauben, geht es bergab mit den Sinnen. „Tatsächlich sind wir irgendwie schlaff geworden . . . Oder ist es so, daß die Gier, trotz ihrer palöoanthropologischen Einprägung in unsere Leiblichkeit, von unserer christlich-abendländisch-bürgerlich-sozialistischen, kurz chiliastischen Ausrichtung auf ein Ziel (ob ferner oder näher, real oder imaginär) abhängt, das sie hic et nunc, leiblich, vorwegnehmen kann?" (101) „Gewiß, unsere Sinnlichkeit ist das Immergleiche im immer anderen . . ." (101), und mit dem immergleichen und immer anderen Konfektionswissen geht es dann weiter, gierig-ekelig, wie üblich. Frauen, Tabu, Schmaus, aus. Wir haben keine Bedenken, daß Herrn Michels heutiger Gaumen auf die gestrige Rübe *so* reagiert, daß er bereit ist für weitere Sensationen (111).

Auf den Moralkitsch von Meta Morgen und Lisa Baier, Frauen, wie sie leiben und leben, als Heilige und Hure, emanzipationsverbrämt natürlich. Wahrscheinlich war es wieder einmal Gottes Finger, der ihnen den rechten Weg gewiesen hat. Frauenbilder dieser Art sind schon so abgegriffen, daß nicht zuletzt die Frauenbewegung sie verbrennen sollte.

Sog. Meta Morgen hat anfangs die üblichen christlichen Normen wenn auch beklagt doch umso heftiger internalisiert; dann mag sie sie nicht mehr, um sie umso besser zu erfüllen. Sie bekommt die christliche Lust am Bösen, und der Teufel sitzt dann in diversen Details. Resultat: schlechtes Gewissen. – Als Kind schon überschreitet sie die Grenzen der 10 Gebote: sie klaut Kerzen in der Kirche, kauft sich Süßigkeiten vom der Mutter gestohlenen Geld zugunsten ihres selbstvergoldeten Bußkatalogs (115). Dann genießt sie die Schlangen und weißen Mäuse ihres Bruders und deren brutales Zueinander, nicht ohne dem Bruder Vorwürfe zu machen. Klassische Musik wird ihr vertraut wegen des Beils bei Graf Egmont von Beethoven. Die übliche Cousin-Cousine-Szene, die Schriftstellergenerationen schon ausgeweidet haben; auf dem Weg zum Klo wieder die übliche weibliche Angst vor verbotenen Spielen. – Als auf strebende Unternehmerin plündert sie Sammelbüchsen fürs Müttergenesungsheim besonders umständlich, da ihre Eltern „Nachtmenschen" sind. Auch hier wieder Bedauern, diesmal um den armen alten Mann, der trotz ihres Abratens all ihre Nieten kauft. – Natürlich war sie auch im Kloster, sonst wäre ja die literarische Nachfolge verfehlt. Bei den eigentlich doch netten Nonnen hat sie sich aufgegeilt. Das Böse in ihr, die Liebe zu Mater

Amanda, wie sollte sie sonst auch heißen, stößt nur auf „wechselseitiges Wissen" (122). „. . . denn auch, wenn es noch so quälend war: ich genoß mein Leiden und meine Abhängigkeit" (121).

Ins „Gegenmilieu" fühlt sie sich gezogen, blüht dort halbwegs auf und bekommt ihren Heiamann. Zur Samariterin wird sie bei Franz W. Vom „Psychomacker" wieder zum verkrachten locus amoenus, dann die „zwei Jahre mit einem Totalbürger in einer totalbürgerlichen Zweierbeziehung" (124). Als Animierdame kommt ihr das Bewußtsein der von ihr agierten „zwei Lebenswelten" in der „ewig gleichen Struktur". „Nachts tauchte ich ein in diese fremde Welt . . ." Es wäre angenehm, wenn sie im Kursbuch nicht wieder auftauchte, denn auf Männerphantasien dieser Art ist leicht zu verzichten.

Mit Lisa Baiers „Angstlust" entwickelt sich das Kursbuch vollends zum phallokratischen Sagenschatz.

„Angstlust – schon das Wort fasziniert viele Frauen (welche eigentlich), als sei es der Schlüssel zu einer Erfahrung, die sie hundert Male gemacht haben, aber nicht verbalisieren, nicht vermitteln können: etwas, das ihnen unheimlich und doch „sie selbst" ist. Andere freilich weisen das alles weit von sich, als verdreht, verkrümmt, „unemanzipiert". Aber gerade die Tatsache, daß in der Literatur der Frauenbewegung die Schilderung von Vergewaltigungen und an Frauen vollzogenen Brutalitäten einen so breiten Raum einnimmt, erscheint mir verdächtig." (126)

Lisa Baier jedenfalls möchte gern vergewaltigt werden, und das beschreibt sie in ein paar Szenen. Der dunkle Park lockt sie und das lauwarme Badewasser, in dem sie dann mit ihrem „Partner" sitzt und dem ihr hallo, dankeschön auch gilt. Sein großer Zeh stößt in sie hinein. Sie blutet, er „greift mit der Hand tief in die klaffende Wunde. Das ganze Wasser ist im Nu blutrot" (127). Dann kommt ihre „Lähmung des Willens", „gekoppelt mit einer wollüstigen Ohnmacht". „Ich hatte diesem Mann nie erzählt, welche Faszination Blut auf mich ausübt, er spürt es. Während ich bis zu den Knien im Blut stehe, beginnt er, meinen Körper zu waschen – ich habe wirklich das Gefühl einer sakralen Waschung –, indem er mit beiden Händen schöpfend das blutige Wasser über meine Brüste und Schenkel fließen läßt." (127) Kein Gedanke daran, daß das „Tabu des Blutes" nicht nur ein verbales ist sondern wichtiges Element realer Machtausübung. Nach wie vor ist fremdes Blut zu vergießen ein Recht der Herren. Wieso schneidet Lisa Baier ihrem Freund nicht den Schwanz ab oder den Zeh, dann blutet es doch auch schön. Aber nein, die nach innen gekehrte Gewalttätigkeit der Frauen ist immer noch die beste. Denn schließlich ist L.B. die in jedem Fall Gewaltige. „. . . Hinterher wird mir klar, daß die Gewaltsamkeit dieser Begegnung von mir ausgegangen ist" (132). Zumal Frauen doch sowieso bluten. „Meine Entwicklung zur Frau kam über mich als Schock, denn ich war auf das Blut, das aus der Mitte meines Körpers hervorbrach, durch nichts vorbereitet." (127 f.)

Bravo.

Ob sich das Kursbuch besinnt und ferner nicht den direkten Weg zur Müllhalde weist? Die rezensierten Artikel wären dort gut aufgehoben.

Brigitte Classen

Theorie der Weiblichkeit

Heterogenität, Negativität, sujet zërologique

I. Einleitung

Es ist schon lange kein Geheimnis mehr, daß die empirische Wahrheit Frau durchaus kein Garant des „Weiblichen" ist. Eine feministische Praxis, die sich auf die Unmittelbarkeit weiblicher Erfahrung verläßt und sich ganz und gar verlassen fühlt von phallischer Determinierung, beschwört ein weibliches Prinzip, das sich sinnlich, natürlich, ganzheitlich versteht. Das weibliche Geschlecht wird zum anderen Geschlecht, das sich nun seinerseits im Hinblick auf das eine Geschlecht im Gegensatz zu dem einen Geschlecht zu repräsentieren versucht. Denn weiterhin gilt: wahr ist, was repräsentiert wird. In der Sexualität sieht das dann folgendermaßen aus: Um dem von der Psycho-

analyse entworfenen Bild der Frau als kastriertem Mann zu entkommen, wird die Autonomie weiblicher Sexualität via Klitoris entdeckt. Denn auch Lust ist phallische Lust und muß sich repräsentieren können. Die Lust des Mannes findet ihre beachtliche Repräsentation in der Erektion des Penis, während die Säfte der Frau durchaus nicht repräsentabel sind. Und trotzdem: Um ein eigenes Begehren zu bekommen, um nicht mehr länger als das Komplement zum Funktionieren männlicher Sexualität definiert zu werden, muß die Frau gerade das machen, als was ihr Tun immer interpretiert wurde: Sie muß versuchen, den Phallus zu bekommen.

Nun müßte wohl begründet werden, warum sich die eine Interpretation von den anderen unterscheiden soll, und eben nicht wieder auf dasselbe hinausläuft. Bekanntlich geht die herrschende Vorstellung vom Primat des Phallus aus, der als „transzendentaler Signifikant" die Struktur der Subjektivität organisiert, deren entsprechende Vollständigkeit zum totalisierenden Prinzip unserer soziokulturellen Ordnung erhoben wird. Wenn nun die Frauen in dieser Ordnung über den Mangel definiert werden, als Verkümmerung, als Fehlen des einzig wahren Geschlechts, so kann ihr Tun innerhalb dieser Ordnung, ob sie nun als Objekt vorkommen, oder sich zum Subjekt zu machen suchen, nur als Streben nach der Vollständigkeit, als deren Symbol der Phallus steht, verstanden werden.

Unser Augenmerk gilt also dem weiblichen Versuch, den Phallus zu bekommen, der nicht einfach so sein kann: uns anerkennen, uns in uns selbst verstehen und darstellen, Identität und/oder Phallusersatz; Beschwörung eines Prinzips, das es schon immer gab und das uns auch nicht weiterhilft. Unsere Strategie muß jedoch eine Identifikation mit dem Phallus als dem Garanten der Rede vorsehen, die aber mit einem Maximum an Distanz vor sich gehen muß, mit einer Distanz, die sich nicht auf Negation reduzieren läßt, weil Negation selber wieder phallozentrisch reduziert ist, um so die Illusion der Wahrheit/Kastration zu umgehen.

Denn ein Subjekt Frau soll sprechen, ein Sprechen, das sich nicht auf die Rede reduzieren läßt, sondern das die volle Materialität der Sprache einschreibt. Dies kann weder über die Identifikation mit dem Vater noch über die mystische Erfahrung des Innern geschehen. Es wird sich darum handeln, Denkweisen und Praktiken zu erfinden, die so etwas wie das Heterogene, das Negative zulassen, ohne es, fasziniert vom noch nicht Bestimmbaren, in Metaphern zu ersäufen, die davon etwas Diffusität über die Leere und eine Pfütze der Flüssigkeit übrig lassen. Dies ist ein durchaus frustrierendes Unternehmen, wie immer, wenn sich das Subjekt nicht setzt, sondern denkt, wobei es sich gleichzeitig dekonstruiert, denn es kann sich nun gar nicht darum handeln, daß sich ein wissenschaftliches „Subjekt Frau" nun seinerseits Begriffe von einem Objekt, Frau oder nicht, machen würde.

Es ist vielleicht nicht zufällig, wenn ich zum textuellen Ausgangspunkt meiner Überlegungen den Text einer Frau, *Julia Kristeva,* nehme. Es ist auch nicht zufällig, wenn sich dieser Text mischt, mit anderen Texten, die Männer und Frauen geschrieben haben, und

„Es ist vielleicht (trotzdem) nicht zufällig, daß es ein ‚Subjekt Frau' sein soll, das hier- und anderswo – diesen frustrierenden Diskurs, der weder Vater noch Sohn ist, den Diskurs der Heterogenität hält. Denn die Frau, von der jeder weiß, was sie will, da sie ja einen Meister will, repräsentiert das Negative in der Homogenität des Gemeinwesens: ‚die ewige Ironie des Gemeinwesens'. Das, wodurch sie die gemeinschaftliche Homonymie ironisiert, ist, ‚daß es (das Weib) in seiner Bestimmung für die Einzelheit und in seiner Lust unmittelbar allgemein und der Einzelheit der Begierde fremd bleibt.' (Hegel, Phänomenologie des Geistes, S. 257) Was, um mit der Psychoanalyse zu sprechen, sagen will, daß sie mit dem *Genuß* zu tun hat, (‚allgemein'-unmöglich) den sie vom *Körper* unterscheidet (‚einzeln', Ort der ‚Begierde' und der ‚Lust'), wobei sie ganz genau weiß, daß es nur den Genuß des Körpers gibt (‚einzeln'). Anders gesagt, daß ihr Wissen ein Wissen um den Genuß ist (unmittelbar allgemein jenseits des Lustprinzips, – der Lust des Körpers, wäre sie auch pervers). Folglich ist ihr Problem nicht die Angst vor dem Tod – denn sie braucht nicht kastriert zu werden – sondern: wie diesen Genuß aufrechterhalten, als *kein-Genuß-mehr,* oder als *versäumter-Genuß* bevor er zu einem Wert oder Objekt wird, also bevor er zum Halt kommt? Es scheint, daß es nichts anderes zu tun gäbe, es sei denn, wie der Knecht die kleine Perversion der Zerstückelung zu durchqueren aut der Suche nach dem Signifikanten Herr sagen würde, als eine *Erzeugung* des Begriffs, ohne Umweg über die Zerstückelung (didaktisch, ästhetisch), sondern indem sie ihn als Erzeugung, ausgehend von einem Anderswo ausstellen würde: das heterogene Negative, die *Materie.* Diese Materie verbindet sich in einer Topologik der Orte mit dem Ort ihres ‚unmittelbar allgemeinen' Genusses: sie ist genausogut ‚das Feld des Einen, wie auch der Ort der Anderen' ". (Kristeva, matière, sens, dialectique In: Tel Quel 44, 1971 und In: Polylogue 1977, p. 269)

Hier spricht Kristeva in einem theoretischen Text über ein „sujet femme". Es gibt einige spätere Texte, vor allem der in „des chinoises" mit „de ce cote-ci ' überschriebene Teil, wo sie ihre Äußerungen in einer Weise poetisiert, daß sie kaum mehr wissenschaftlich zu sein scheinen. Eine entsprechende textuelle Entwicklung ist auch bei *Luce Irigaray* und *Helène Cixous* zu verfolgen. Dies deutet auf die prinzipielle Schwierigkeit in abendländischer Begrifflichkeit zu formulieren, was über sie hinausgeht.

Eine Lektüre dieser Texte, die sich vielleicht als eine Art hyperrationalistische Poesie, als eine Poesie jenseits von Wissenschaft und Poesie bezeichnen lassen, oder als eine Wissenschaft jenseits von Poesie und Wissenschaft, kann nun weder eine regressiv literarisch-schwärmerische sein, noch kann sie die produzierten Begriffe klassifizieren und vom Standpunkt eines sprechenden Individuums aus erforschen oder das, was sie besagen könnten, vom Standpunkt formaler Strukturen aus hinterfragen im Sinne einer Auflösung in Abbildungsfunktionen.

Es kann hier auch kein Umgang mit dem Text vorgeübt werden, dessen Artikulation sich dem Subsumptionszwang des Zeichens einfach so entziehen könnte. Hier kann nur versucht werden, die Spuren eines sich äußernden Denkens zu verfolgen, zu paraphrasieren, zu permutieren, zu kombinieren, wie es in einem durchaus komplexeren System, als das einer phallo-logo-zentrischen Wahrheitsfindung funktioniert, eines Denkens nämlich, das einen Weg heraus aus Repräsentation und Logozentrismus sucht, indem es sich selbst als in Abhängigkeit zu Bedeutungssystemen und aus ihnen hervorgehend analysiert und die Voraussetzungen, d. h. die Notwendigkeit der Begriffe, Einheiten, kritisch untersucht.

Die Lektüre hat natürlich die Funktion, die Struktur eines Weiblichen, die Kriterien zur Abhebung zu männlichen Systemen, vor allem der Logik, sich äußern und präzisieren zu lassen.

II. Negativität und Heterogenität

Die Destruktion des Identitätsprinzips muß in einer doppelten und gegenläufigen Bewegung vor sich gehen:

In einer Bewegung *„hinter"* die Identität soll der vorsinnige Bereich, die dem Sinn vorausgehende Sinnproduktion erschlossen werden. In einer Bewegung *„neben"* die Identität soll eine Distribution der Identität den Bereich des Negativen erweitern. Wie sich im Folgenden zeigen wird, entspricht dem „hinter" ein hierarchisches bzw. subordinatives und dem „neben" ein heterarchisches bzw. koordinatives Moment.

1. Die Bewegung hinter die Identität:

Obwohl am Begriff der Negativität zweifellos und unauslöschlich die Spur der Präsenz des urteilenden Subjekts haftet, sieht Kristeva seinen Vorteil darin, daß er diese Spur und diese Präsenz zu einem anderen Schauplatz überführt, wo ihn eine Auseinandersetzung von widersprüchlichen Heterogenen produziert.

Im Gegensatz zur Negation, die logischerweise eine Opposition artikuliert, also eine Dichotomie, löst sich die Negativität nicht auf in der Dichotomie von Affirmation und Negation, von Sein und Nichts, sondern bringt eine ganz andere Ebene ins Spiel: die Heteronomie. Dort wird die Produktion des logischen Bedeutungssystems des unären Subjekts zu einem von vielen Momenten, ausgehend von den objektiven Gesetzen einer Materie, die sie produziert. (vgl. auch Kristeva, Semiologie – Kritische Wissenschaft und/oder Wissenschaftskritik, in: Kristeva u.a., Textsemiotik als Ideologiekritik 1977, S. 35 f.)
Marx hat diesen *Schauplatz der Arbeit vor dem Wert* bereits angedeutet, wenn er bei seiner Analyse des Kapitals die Arbeit, als das Nicht-Kapital als solches gesetzt, sowohl negativ als auch positiv zu fassen sucht.

1. nicht vergegenständlichte Arbeit, negativ gefaßt: Für die Arbeit als Abstraktion von den Momenten ihrer realen Wirklichkeit (ebenso als Nicht-Wert) findet Marx die Formulierung: *„Die Arbeit als die absolute Armut.* Die Armut nicht als Mangel, sondern als völliges Ausschließen des gegenständlichen Reichtums."
2. positiv gefaßt, als sich auf sich beziehende Negativität, also als ungegenständliche, d. h. subjektive Existenz der Arbeit:
„Die Arbeit nicht als Gegenstand, sondern als Tätigkeit, nicht als selbst Wert, sondern als *lebendige Quelle* des Werts. Der allgemeine Reichtum, gegenüber dem Kapital, worin er gegenständlich, als Wirklichkeit existiert, als allgemeine Möglichkeit desselben, die sich in der Aktion als solche bewährt."

Marx bringt diese beiden Fassungen in folgenden Zusammenhang:
„Es widerspricht sich in keiner Weise oder vielmehr der *in jeder Weise* sich widersprechende Satz, daß die Arbeit einerseits die ab-

solute Armut als Gegenstand, andererseits die allgemeine Möglichkeit des Reichtums als Subjekt und als Tätigkeit ist, bedingen sich wechselseitig und folgen aus dem Wesen der Arbeit, wie sie als Gegensatz, als gegensätzliches Dasein des Kapitals vom Kapital vorausgesetzt ist, und andererseits ihrerseits das Kapital voraussetzt." (Marx. Grundrisse, S. 203)

Mit dieser Fassung des Arbeitsbegriffs stößt Marx an die Grenzen seines Diskurses. Denn bei der Analyse des Kapitals kommt die Arbeit in ihrer Eigenschaft als Wert vor und es gibt keine Möglichkeiten in seiner Begrifflichkeit, diese Denkfiguren weiterzuentwickeln.

Mit der Traumdeutung entwickelt *Freud* ein theoretisches Konzept, um die *Mechanik der Traumbildung* zu begreifen, die nach ganz anderen Gesetzen funktioniert, als das logische Denken:

„Welche Darstellung erfahren im Traum das ‚Wenn, weil, gleichwie, obgleich, entweder-oder' und alle anderen Präpositionen (Junktionen), ohne die wir *Satz und Rede* nicht verstehen können? Man muß zunächst darauf antworten, der Traum hat für diese logischen Relationen unter den Traumgedanken keine Mittel der Darstellung zur Verfügung . . . Die Kategorie von Gegensatz und Widerspruch wird schlechtweg vernachlässigt, das ‚Nein' scheint für den Traum nicht zu existieren."

Da die Negation für die Logik fundamental ist, wäre ein Denken, in dem die Negation nicht existiert allem Anschein nach vor/nachlogisch. Kausalität, Identität, Zeit kommen bei der Traumarbeit nicht vor, denn „sie ist etwas (vom wachen Denken qualitativ) völlig verschiedenes und darum nicht, sondern sie beschränkt sich darauf, *umzuformen.*" Dieses Umformen gehorcht anderen Gesetzen als denen der Logik und Kombinatorik. Freud beschreibt sie, indem er

„die Bedingungen ins Auge faßt, denen ihr Erzeugnis zu genügen hat. Dieses Produkt, der Traum soll vor allem der Zensur entzogen werden, und zu diesem Zwecke bedient sich die Traumarbeit der Verschiebung der psychischen Intensitäten bis zur Umwertung aller psychischen Werte; es sollen Gedanken ausschließlich oder vorwiegend in dem Material visueller und akustischer Erinnerungsspuren wiedergegeben werden, und aus dieser Anforderung erwächst für die Traumarbeit die Rücksicht auf Darstellbarkeit, der sie durch neue Verschiebungen entspricht." (Traumdeutung, GW II, S. 310, 316, 486)

Im Zusammenziehen von Ähnlichkeiten, Übereinstimmungen, Berührungen wird ein Verdichtungsstreben deutlich, das zum präre präsentativen, d. h. zum noch nicht (ab)bildenden Denken hinter dem Denken hinweist und dessen Funktionieren herausstellt. Seine irreduzible Vieldeutigkeit steht im Gegensatz zum logischen Bestreben, Mehrdeutigkeiten in Eindeutigkeiten aufzulösen.

Es ist kein Zufall, daß in neuerer Zeit die Kybernetik, die tendenziell versucht, Selbstbewußtseinsformen bzw. selbstreferentielle Systeme zu modellieren und technisch zu realisieren, bei ihrer Grundlagenforschung auf prä/transsignifikative Strukturen stößt. *Gotthart Günther* in einem Vortrag über die Logik selbstreferentieller Systeme (The Logical Structure of Evolution and Emanation, in: Annals of the New York Academy of Sciences, Vol 138, February 6, 1967):

„Since the classic theory of rationality is indissolubly linked with the concept of value, first of all one has to show that the whole „value issue" covers the body of logic like a thin coat of paint. Scrape the paint off and you will discover an unsuspected system of structural forms and relations suggesting methods of thinking which surpass immeasurably all classic theories. . . The trans-classic order which we descover beyond the classic theory of logic was called kenogrammatic structure." (auch Derridas Denken der ‚diffèrance' führt in diesen kenogrammatischen Bereich, Jacques Derrida, Die Diffèrance, in: Randgänge der Philosophie 1976)

In einer ähnlichen Bewegung wie Freud verwirft Günther die Herrschaft der Negation und somit des Identitätsprinzips in seiner logischen Form:

„. . . der Gebrauch von Werten als logischen Einheiten und ihre Manipulation durch das Negationsverfahren (ist) dafür verantwortlich . . ., daß die dialektischen Strukturen mit Widerspruchssituationidentifiziert werden. Es kann gar kein Zweifel daran bestehen, daß solange alle logischen Formalismen auf der Basis des Wertprinzips interpretiert werden, gar keine Aussicht ist, in der Dialektik eine kalkülmäßige beherrschbare Formalstruktur zu entdecken. Der Widerspruch von Positivität und Negation läßt sich aus keiner Beschreibung eines Wirklichkeitszusammenhanges, der Objekt UND Subjekt gleicherweise umfaßt, eliminieren . . . Wir geben deshalb die These von der Identität des logischen Formalismus mit Wertformalismus von Positivität (wahr) und Negation (falsch) auf."

Mit seiner Kenogrammatik führt Günther einen neuen Formalismus ein, in dem die logischen Gesetze keine Herrschaft beanspruchen, sondern der selber die Bedingungen der Möglichkeit logischer Gesetze ist und über diese hinausgeht. (Diese sehr formalen Arbeiten sind bereits weitgehend entwickelt. Polykontexturale Logik und Arithmetik, die Morphogrammatik und die Kenogrammatik – Gotthard Günther, Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik, Bd. 1, 1976, Bd. 2, 1978 und Rudolf Kaehr, Materialien zur Formalisierung der dialektischen Logik und der Morphogrammatik 1973 - 75, in: Gotthard Günther, Idee und Grundrisse einer nicht-Aristotelischen Logik, 2., 1978.)

Diese 3 Stationen Marx, Freud, Günther markieren den Weg zur *Operationalisierung des zerologischen Bereichs.* Bei Marx wird dieser zerologische Bereich nur äußerst marginal und ohne Weiterentwicklung angedeutet und ist eher mystisch-spekulativ zu verstehen, während bei Freud schon eine begriffliche Mechanik der Verschiebung, Verdichtung, Umkehrung usw. dafür eingeführt wird. Bei Günther wiederholt sich dieser Gestus in der Grundlagenforschung von Kybernetik und Mathematik, also auf der Ebene einer selbst schon formalisierten und operativen Theorie.

Ich werde auf den zerologischen Bereich im III. Teil zurückkommen.

2. Die Bewegung neben die Identität:
a. Distribution der Subjektivität in der Genesis

Anläßlich der Erschaffung des Menschen ist die Geschlechtsdifferenz die mythologische Formulierung eines reflexionstheoretischen Tatbestands. (vgl. Günther, Schöpfung, Reflexion und Geschichte, in: Merkur 41, 1960 – Seine Analyse wird von mir im folgenden nur sehr verkürzt wiedergegeben.) Die Formulierung: „Er schuf sie einen Mann und ein Weib" (erste, elohistische Version, *Adam und Lilith)* verdeutlicht die grundlegende Struktureigenschaft der sich auf dem Umweg über das Sein auf sich selbst beziehenden Reflexion, d.h. der ganze Umfang der Reflexion muß immer über den urphänomenalen Gegensatz von Ich und Du distribuiert werden. Dieses Gesetz der Distribution von Subjektivität gilt für Gott und Mensch gleichermaßen: „lasset uns . . machen." Aktiv produzierend und als Objekt produzierte Reflexion verteilen sich zwar jeweils über mehrere Bewußtseinszentren, stehen sich aber im generellen Verhältnis von Schöpfer und Geschaffenem gegenüber. Nun handelt es sich aber bei der Erschaffung des Menschen nicht um die Produktion in irreflexivem Sein, sondern um die Projektion des lebendigen Reflexionsprozesses in das Sein. Das erfordert eine mehrstufige Relation, die nicht mehr dem generellen Verhältnis von Schöpfer und Geschaffenem entspricht. Ab 1. Mose 2, 7 zweite, jahwitische Version, *Adam und Eva)* wird deswegen mythologisch formuliert: der Schöpfungsvorgang von Mann und Weib ist nicht identisch.

Zunächst schafft Gott eine isolierte Ich-Subjektivität. Aber wenn der Mensch ein Bild Gottes sein soll, dann muß sich in ihm die Kapazität des Schöpfers, sich GANZ in der Welt zu reflektieren, noch einmal wiederholen. Die Umgebung des Menschen, das Paradies, erfüllt diese Aufgabe nicht, es liefert nur eine Spiegelung im Objektiven. Die Aufgabe einer Spiegelung des Subjekts qua lebendige Subjektivität ist aber erst dann erfüllt, wenn die Reflexion sich an einer anderen Ich-Identität (einem Du) bricht. Die Schöpfung des *Du in der Gestalt des Weibes* erfolgt dann aus dem Material des bereits durch lebendige Subjektivität belebten Körpers des Ich. Das Du ist abgeleitetes und vermitteltes Subjektsein, dessen Ebenbürtigkeit als Ichsein im Du nicht unmittelbar gegeben, sondern nur durch das Medium der Objektivität reflektiert ist: „Das ist doch Bein von meinem Bein und Fleisch von meinem Fleisch." Die partielle Subjektivität des einen Menschen wird nun zu einer über Ich und Du distribuierten totalen Subjektivität, die zur Selbstreferenz fähig ist. Das vollendete Selbstbewußtsein drückt sich in der Namensgebung aus: „Man wird sie Männin heißen, darum, daß sie vom Manne genommen ist."

Da das Subjekt aber immer als Ich interpretiert wird, ist es „niemandem eingefallen," daß die Welt auch vom Standpunkt eines Du her beschrieben werden kann. Wenn man Bewußtsein-überhaupt eben auch nur als subjektives Bewußtsein zuläßt, so wird ja auch die Beschreibung der Erfahrung vom Standpunkt des Du auch überflüssig weil jedes Du ja ‚für sich selbst' dann ein Ich ist, und also alles was vom Standpunkt eines Ich gesagt wird, für jedes beliebige Du in gleicher Weise gelten soll. ‚Ich' ist dann nur der Name für die generelle Kategorie der Subjektivität, die in jeder denkenden Person in gleicher Weise auftritt.

Subjektivität ist aber nicht nur ein zufälliges Ich, das gerade denkt, sondern als Ich und Du mit verschiedenen ontologischen Wurzeln auch eine prinzipiell unendliche Vielheit von Ichen, die im Denken über das reflektierende Subjekt hinausginge, in eine Dimension, in der der ursprüngliche Gegensatz von Subjekt und Objekt hinfällig würde. (Soweit Günther, der in seiner reflexionstheoretischen Analyse nichts von der Geschlechterproblematik wissen will. Er stellt das Problem eines irreduziblen Dus heraus, wie es in Philosophie und Sozialwissenschaften bisher weder gestellt, geschweige denn gelöst ist.)

Die verschiedenen ontologischen Wurzeln von Ich und Du wurden mythologisch formuliert als Schöpfungsvorgang von Mann und Frau. Wenn nun das Weibliche in der transsubjektiven Allgemeinheit, wie sie sich im Du äußern könnte, zu suchen wäre?

Der doppelte Vorgang der Erschaffung des Du (der Frau) aus dem bereits reflexiven Sein bedeutet zwar durchaus eine *Hierarchie,* die aber nur aus der Perspektive der Phallokratie und der Aneig-

nungsgesellschaft subsumptiv aufgefaßt werden kann. Auch Kristevas Interpretation beharrt auf dieser Perspektive: „als vom Mann abgetrenntes Wesen, geschaffen aus dem, was ihm nun mangelt." (Kristeva, die Chinesin; S. 240). Ansonsten stehen sich zwei Bewußtseinszentren gegnüber, von dem das eine aus Erde (aus irreflexivem Sein), während das andere aus dem bereits belebten Material (aus reflexivem Sein) geschaffen wurde. In der doppelten Reflexion (Mann – Frau) wiederholt sich die einfache Reflexion auf einer höheren Reflexionsstufe. Dem doppelten Vorgang der Erschaffung der Frau, entspricht der doppelte Mythos: mit Lilith und Eva werden zwei Möglichkeiten der Frauwerdung dargestellt, eine heterarchische und eine hierarchische. Nur in der Vermittlung von hierarchischem und *heterarchischem* Prinzip ist eine volle Wiederholung bzw. Modellierung der göttlichen Subjektivität gewährleistet. Denn in der Ich-Du Subjektivität ist die hierarchische Rangordnung, also die Reflexionsstufen innerhalb der Subjektivität modelliert, jedoch nicht die Umtauschbeziehung zwischen Ich und Du, also die Heterogenität, die nur in der elohistischen Version realisiert ist, fehlt. Nur durch die Vermittlung entsteht eine Verdoppelung und eine Verflüssigung der Oppositionen.

Die Geschichte dieser Mythen zeigt den Sieg des Hierarchischen über das Heterarchische. Die Verabsolutierung des hierarchischen Prinzips im Monotheismus ist das Subsumptions- und Identitätsdenken. Das homogenisierende Denken der monotheistischen Zivilisation bedurfte der radikalen Trennung von Mann und Frau, um die Einheit zu gewährleisten, die schließlich als transzendierendes Prinzip isoliert wurde und somit das Überleben der Gruppe sicherte: das einzige und wahre Wort des Vaters.

„Diese *Einheit*, die der Gott des Monotheismus repräsentiert, behauptet sich aufgrund eines *Begehrens*, das die Gemeinschaft durchzieht, sie in Bewegung hält, aber auch bedroht. Entzieht man dem Mann dieses bedrohliche Begehren – den gefährlichen Stützpfeiler des Zusammenhalts – und setzt ihn neben ihn, so daß das, was dem zu seinem Gott sprechende Mann nun fehlen würde, eine Zutat wird, dann erhält man die Frau, der zwar das Wort nicht gegeben ist, die aber wie das reine Begehren, das Wort zu ergreifen scheint, oder wie das, was auf Seite der Menschen die Permanenz der väterlichen, göttlichen Funktion garantiert, mit anderen Worten: der Wunsch nach dem Fortbestand der Spezies Mensch." (Kristeva, a.a.O., S. 243)

Auf der Grundlage dieser Trennung entsteht die Ökonomie einer Regelung, in der

„die Frauen sowohl vom einzigen, einzig wahren und gesetzgebenden Prinzip des Wortes, als auch von seiner (stets väterlichen) Oberseite, die der Fortpflanzung einen sozialen Wert verleiht, dem Wissen und der Macht, ausgeschlossen bleiben." (a.a.)., S. 245)

Was aber nicht heißt, daß sie nichts davon weiß:

„Sie ist es sogar, die die – sagen wir materiellen – Bedingungen kennt, die Bedingungen des Körpers, des Geschlechts, der Fortpflanzung, welche die Existenz und den Bestand der Gemeinschaft und somit sogar den Dialog des Menschen mit seinem Gott sichern." (a.a.O., S. 240)

Als „Du", das die Ränder der Ich-Identität markiert, weiß sie sehr wohl um dessen totalisierendes Prinzip und eben um dessen Grenzen. Sie weiß, daß nur eine über Ich und Du distribuierte totale Subjektivität zur Selbstreferenz fähig ist und daß diese Selbstreferentialität ihren Aufschub erfährt durch das Primat des Identitätsprinzips über die Dissemination der Identitäten. Der Mann sichert sich seinen unhörbaren Hafen der Produktion von reflexivem Sein durch das Inzesttabu, um durch das „väterliche" Wort auf symbolischer Ebene das Prinzip eines Gesetzes zu isolieren: Das Eine, Sublimierende, Transzendierende, Garant der Linearität und des ideellen Strebens der Gemeinschaft.

b) Affirmation der Heterogenität
als Identitätsauflösung

Im homogenisierenden Denken der monotheistischen Zivilisation wird das Du, das Außen des denkenden Subjekts reduziert auf die Rolle des Komplements. Es wird zur Pseudoandersheit des Einen und bleibt als solche einer immer vorgegebenen Struktur immanent und unterworfen. Um im Außen andere Strukturen begreifen zu können, bedarf es der *Dezentrierung des Subjekts* und einer Sinnproduktion, die sich nicht einfach als einen Akt der Vernunft begreift, sondern die zurückginge auf das, was ihr vorausgeht, auf ihr Werden außerhalb des Bewußtseins (des Subjekts, des Begriffs). Ausgehend von diesem Vorsinn kann ein heterogenes Außen in dem Maße konstituiert werden, wie es den Widerspruch extrahiert aus der Sphäre der Repräsentation, wo ihn das formale Denken aufrechterhält, um sich davon abzuwenden und um ihn dort, wo er handelt, zu beseitigen.

Kristeva spricht von einer dialektischen Logik, die die Wiederkehr des Außen ermöglicht. Sie setzt die Freudsche Entdeckung des Unbewußten in Beziehung zu Hegel: Objektivierung der Subjektwerdung und gleichzeitige Einführung einer logischen Legitimität dessen, was das Subjekt nicht ist. In dieser Verwandtschaft sieht sie die Möglichkeit zu einer „Umkehrung" der Freudschen Entdeckung, entsprechend der Arbeit des Materialismus am Hegelschen System. Sie erwähnt Lacan, der als erster

von der Notwendigkeit sprach, das *Prinzip der Heterogenität* als erste Etappe in der Revision des Kausalitätsprozesses anzuerkennen. „Il est étrange, que la pensée materialiste semble oublier que c'est de ce recours à l'hétérogénéité qu'elle apris son élan." (Lacan, écrits, p. 527) Das Unbewußte produziert einen Widerspruch, der das kartesische Subjekt zerstört und es zurückbringt in die Nähe seines materiellen Widerspruchs (Kristeva: disons, à son *unité zéro* avec son corps et sa mort).Heterogenität (Materie/Sinn) als Feld des Widerspruchs bedeutet hier, wie Kristeva präzisiert, daß das Subjekt (der Sinn) eben nur ein Augenblick des Werdens der Materie ist, die selbst nicht der Sinn ist, sondern, die ohne ihn, außer ihm, trotz ihm ist. Der Sinn definiert sie als solche, determiniert sie also, aber indem er sie außerhalb seiner Grenzen verweist, als das Unendliche, das seine Grenzen ausscheidet, und von dem er eine seiner Determinationen ist, die er übrigens als einziger determiniert. Dieser Widerspruch determiniert alle diese anderen internen Widersprüche im homogenen Reich des Sinns. (vgl. Kristeva, matière, sens, dialectique, S. 30 f).

Kristeva *verteidigt die Evidenzen* dieser Heterogenität, deren Spuren Freud für das „Subjekt" als „jenseits des Lustprinzips" vorgezeichnet hat. Sie verweist auf die Erfahrung *Batailles,* wo das Subjekt die Sphäre seiner Relationen und seiner komplementartigen verräterischen Objekte öffnet und sich negiert durch die Affirmation eines Heterogenen. Im identitätsbedrohenden Bruch der Diskontinuität des sich abschließenden Individuums sieht Bataille die Möglichkeit eines Hinübergleitens in die Kontinuität des Seins (Bataille, hl. Eros, S.100)

„Man weiß, daß Bataille lange Zeit an der Idee zu einem theoretischen Text über die Heterogenität gearbeitet hat, und die Tatsache, daß er ihn niemals geschrieben hat, legt Zeugnis ab, von der Schwierigkeit – wie sie immer noch in unserer Kultur besteht – die Dialektik in einem Text herauszustellen." (Kristeva, a.a.O., S. 34)

„Die Sättigung der syntaktischen Vernunft, die Besonderheiten der modernen Texte scheinen darauf hinzuweisen, daß es nötig ist, sich auf die Dialektik zurückzubesinnen, um das Funktionieren des Sinns (mit seinem Subjekt) denken zu können und seines Bezugs zu dem, dessen Widerspruch er in sich trägt, um sich zu konstituieren." (Kristeva, a.a.O., S. 34)

c) Ich-Du Subjektivität in der Konstituierung der Ich-Identität im Spiegelstadium

Um nocheinmal auf die Psychoanalyse zurückzukommen, der mit Lacan der Verdienst zukommt, wie Kristeva sagt, uns die Wahrheit zu enthüllen, als die einer monotheistischen, das heißt nämlich einer homogenisierenden Zivilisation: Im *‚Spiegelstadium* als Bildner der Ich-Funktion' beschreibt *Lacan* die Konstituierung der Ich-Identität durch die Vereinnahmung einer Andersheit, die als solche übergangen wird in der Konstatierung der Ähnlichkeit. Das Kind, das in seinem hilflosen und abhängigen Zustand zwischen dem 6. und 18. Monat über sein Spiegelbild in Jubel ausbricht, erfährt dessen identifikatorische Faszination, so Lacan, aufgrund einer Andersheit, deren entscheidende Attribute, nämlich Einheit, Festigkeit usw. das Kind in dieser Zeit hauptsächlich als Mangel erlebt. Das dermaßen konstituierte Ich ist also wesentlich illusionär und erscheint als die Verinnerlichung einer Beziehung, die zwar erst durch ihre *Heterogenität* wirksam wurde, dann aber in einem Moment der Antizipation und Panzerung dem Subjekt das Gefühl seiner Selbstidentität als dauernde Gleichheit und Einheit gibt. Und wenn sich das Subjekt mit diesem ‚Ich' identifiziert, seine Geschichte also als die seines ‚Ich' begreift' wie es im herkömmlichen Sinne als Subjekt des Selbstbewußtseins verstanden wird, so wird es, so Lacan, homogen, und eine eigentliche Geschichtlichkeit des Individuums ausschließend, da es die Bewegung des Subjekts auf eine lineare Genese von Identität und Bewußtsein reduziert.

Nun verläuft die Bewegung bei Lacan aber so: erst gibt es das Spiegelbild, die „totale Form des Körpers", die „Gestalt, deren Prägnanz offenbar als artgebunden zu betrachten ist", und dann erst das Abgebildete. Die Anerkennung des Ich ist zwar eine Verkennung, da dieses zu-sich-selbst-kommen eigentlich ein zu-einem-anderen-kommen ist, aber *das Andere* wird dabei notwendig auch von Lacan verkannt werden, da die „bestimmende Gestalt" nur „mit den Entsprechungen" schwanger geht: die Spiegelfechterei lebt von der Notwendigkeit der Verwicklung der beiden im Gleichen, und Lacan von der Inszenierung der eigenen Kastration, um die Illusion der Wahrheit/Kastration aufrechtzuerhalten.

Auch *Juliet Mitchells* Interpretation des Spiegelstadiums beharrt auf dem Dualitätsprinzip. Der Phallus interveniert dabei im Lacanschen Sinn als Ort des Erkennens des fundamentalen Mangels im Anderen, um zu verhindern, daß das Ich zur Position der Undifferenziertheit zurückfällt, zur „Asubjektivität totaler Präsenz", die Mitchell als Null bezeichnet, und mit der sie auch nichts anderes anfangen kann, als festzustellen, daß sie den Wunsch nach der Eins auslösen muß. (Juliet Mitchell, Psychanalysis and Feminism)

Anders *Luce Irigaray,* die dann ihrerseits sich der Spiegelerfahrung zuwendet, als dem Ort „einer möglichen Wiederaufnahme der das Subjekt begründenden ersten Integration des Körpers und der Sprache. Als solche ist sie ein privilegiertes Moment, um dessen Aufnahme, wie Zurückweisung, dessen Fortdauer oder Versagen zu markieren." (Irigaray, communications linguistiques et spéculaires)

Im Gegensatz zu Lacan verwirft sie dieses „Außerhalb", wie es die Symmetrie unterhält und stellt die Frage nach dem anderen Außen (dem anderen Körper, als den dieser „totalen Form"), nach dem Körper, der sich dem „du bist es" entziehen würde. Das nicht „ähnlich", nicht „gleich", nicht „identisch" mit sich noch mit einem x-beliebigen wäre.

„Kein ‚Subjekt', außer es wäre durch den Phallokratismus transformiert. Es spricht ‚flüssig' . . . durch innere Reibungen, Drücke, Bewegungen etc . . . das Zentrum dieser Bewegungen korrespondiert mit der Null" (Luce Irigaray, die „Mechanik" des Flüssigen, in: Unbewußtes, Frauen, Psychoanalyse)

Dieser Verflüssigung der Opposition entspricht die Vermassung der Identitäten.

III. sujet zérologique, Frausein als „ich will nicht sterben, ich will nicht sein."

Nachdem nun in verschiedenen Bewegungen die Evidenzen eines zérologischen Bereichs und sein Bezug zur Frau herausgestellt wurden, wird klarer, wie die anfängliche These: *Die Frau muß versuchen, den Phallus zu bekommen,* zu verstehen ist.

Den Phallus bekommen, heißt dann letzten Endes, eine Wahrheit entwerfen. Diese Wahrheit kann aber, wie wir gesehen haben, nicht mit dem Phallus identifiziert werden, oder als Nicht-Wahrheit in Negation zum Phallus begriffen werden. Es ist eine Wahrheit, die sich allen phallozentrischen Reduktionen entzieht.

„Nun versteht man, daß das, was der Vater vom Unbewußten nicht sagt und das, was Zeichen und Zeit von den Trieben unterdrücken als ihre *Wahrheit* erscheint (wenn es kein „Absolutes" gibt, was ist dann eine Wahrheit, wenn nicht das Nicht-Gesagte des Gesagten?), und daß diese Wahrheit nur als *Frau* gedacht werden kann. Eine merkwürdige Wahrheit außerhalb der Zeit, ohne Vorher und Nachher, ohne Wahr noch Falsch; da sie unterirdisch ist, also ein Hohlraum, urteilt sie nicht und postuliert sie nicht, aber sie verweigert, verlagert und zerbricht die symbolische Ordnung, bevor sie sich von neuem herausbildet." (Kristeva, Chinesin, S. 263/64)

Und diese Wahrheit soll als Frau gedacht werden, was nicht heißen soll wie gewisse Kritiker behaupten, daß sie nun plötzlich von der empirischen Frau gefüllt wird; denn diese Wahrheit behauptet niemals, objektive Wirklichkeit abzubilden. Das Selbstverständnis dieser Wahrheit würde es ablehnen, solche Fragestellungen überhaupt zuzulassen. Es ist eine Wahrheit, die mit der *Dekonstruktion des Wahrheitsprinzips* beschäftigt ist und deren alten Namen provisorisch und strategisch beibehält.

„Die Dekonstruktion kann sich nicht auf eine Neutralisierung beschränken oder unmittelbar dazu übergehen: sie muß durch eine *doppelte Gebärde, eine doppelte Wissenschaft, eine doppelte Schrift,* eine UMKEHRUNG der klassischen Opposition UND eine allgemeine VERSCHIEBUNG des Systems bewirken. Allein unter dieser Bedingung wird die Dekonstruktion sich die Mittel verschaffen, um in das Feld der Oppositionen, das sie kritisiert, und das auch ein Feld nicht-diskusiver Kräfte ist, eingreifen zu können. Jeder Begriff gehört andererseits *zu einer systematischen Kette und konstituiert selbst ein System von Prädikaten. Es* gibt keinen metaphysischen Begriff an sich.
auch ein Feld nicht-diskusiver Kräfte ist, eingreifen zu können. Jeder Begriff gehört andererseits zu einer systematischen Kette und konstituiert selbst ein System von Prädikaten. Es gibt keinen metaphysischen Begriff an sich. Es gibt eine – metaphysische oder nicht metaphysische – Arbeit an Begriffssystemen. Die Dekonstruktion besteht nicht darin, von einem Begriff zu einem andern überzugehen, sondern darin, eine begriffliche Ordnung, an der sie sich artikuliert, umzukehren und zu verschieben." *(Derrida,* Randgänge der Philosophie, S. 154/5)

Und wenn nun die *Frau als sujet zérologique,* als Nicht-Subjekt dieses Denken aufsichnehmen würde, als „sujet zéro, (qui) est une ‚personne' qui n'est personne parce qu'il s'annule dans une pratique non-assujettie au signe" (Kristeva, Distance et Antireprésentation, in: Tel Quel 32, 1968, S. 51) so müßte ihre Schreibweise die *volle Materialität der Sprache* einschreiben, in ihrem ganzen Reichtum, wie er der Reduktion durch die Sinnproduktion vorausginge.

In den Texten von Julia Kristeva und Luce Irigaray gibt es etwas, das ich in dieser Hinsicht durchaus als weiblich verstehe. Sie versuchen intratextuell die logischen Dichotomien zu verschieben und zu dekonstruieren. Wenn man solchen Texten die Fragen nach Kriterien von wahr und falsch und ähnlichem stellt (wie es z. B. *Anette Runte* in ihrem Text, „Lippenblütlerinnen unter dem Gesetz", in: Schwarze Botin 5 tut), so bringt sich das fragende Subjekt als ein akademisches, objektivistisches ins Spiel, das sich selbst als nicht konstitutiv aus dem Spiel läßt und auch nicht ins Spiel bringen kann. A. R. wirft den Französinnen den „zollfreien Austausch von Kategorien, Konzepten, ja ganzen Bedeutungszusammenhängen" vor, „der ohne metatheoretische Überprüfung der Anschließbarkeiten vonstatten geht." Sie bringt deren „Innovationswillen" auf den „längst bekannten Nenner des Natürlich-Sinnlichen: Multiziplität, Kontingenz, Taktilität, Präsenz, Dichte, Flüssigkeit, Kraft, Lust, etc.". Auf einen Nenner muß sie ihn ja bringen, wenn sie dichotomisch denkt – das

heißt eben auch, sich selbst als Herrschaft einführen und von anderen das verlangen, was man von sich selber nicht verlangt, nämlich die eigene Begründung – wenn sie kein Denken der *„différance" (Derrida)* erahnt, keine Komplexität jenseits des Wahrheitsprinzips zuläßt. Sie verpaßt es, Spuren zu erkennen, die die Weiblichkeit im weiblichen Text, die eben nicht objektiviert vorkommt, sondern strukturell mitkonstitutiv ist, hinterläßt. „Ohne diese Furche und dem bloßen Inhalt seiner Schlußfolgerungen überlassen, wird der ultratranszendentale Text dem vorkritischen zum Verwechseln ähnlich sein." (Derrida, Grammatologie, S. 107), d. h. daß die französischen Lippenblütlerinnen nicht unter dem Gesetz ihr Spiel treiben, sondern *jenseits* davon und daß ihre Lippen nicht die sind, die Runte meint, und schon gar nicht die (Scham)lippen, sondern daß sich das Berühren der Homo/Heterogeni(tali)täten der Materie in den Texten der hier um/beschriebenen Französinnen selbst einschreibt.

Die Furche im Text würde als eine Bewegung, Struktur, Prozessualität erscheinen, die das sujet zérologique außerhalb des von Zeichen regierten Raums aufrechterhält.

„Mit anderen Worten: das Subjekt verschwindet, sobald das Senken des Zeichens verschwindet, sobald die Beziehung des Zeichens zum Denotatum reduziert ist auf Null. Oder umgekehrt: Das Subjekt (und darunter gibt es nichts Unbewußtes zu verstehen) gibt es nur in einem Denken des Zeichens, das die parallele Pluralität der versteckten semiotischen Praktiken durch die Beherrschung des Zeichens kompensiert, indem es sich „sekundäre" oder „Randerscheinungen zugibt (Traum, Poesie, Wahnsinn), die dem Zeichen untergeordnet werden (dem Vernunftprinzip). Das sujet zérologique (man sieht, in welchem Maße der Begriff des „Subjekts" hier fehl am Platz ist) hängt von keinem Zeichen ab, selbst wenn wir, von unserem rationalen Bereich aus, es nur quer durch das Zeichen denken können." (Kristeva, poésie et négativité, p. 274, in: Semiotiké, Recherches pour une sémanalyse)

Und wenn nun also zu verstehen wäre, daß unser Text kein theoretischer, oder gar ein Text weiblicher Theoriebildung wäre, sondern eine Verteidigung weiblicher Evidenzen mit theoretischen Mitteln, so muß strenggenommen auch hinzugefügt werden, daß ein weiblicher Text eigentlich nicht mehr von Weiblichkeit bzw. „weiblich" sprechen dürfte, da etwas, das jenseits von Sein und Nichts gefaßt wird, nicht mehr attributiv oder prädikativ vorkommen kann, da es ja so zur Sache würde und wiederum dem Sein oder Nichts zuzuordnen wäre. Ein weiblicher Text müßte also so strukturiert sein, daß Attribute (Fetische?) wegfallen . . .

Eva Meyer

Über Kurz oder Lang

Gestern fand in Berlin zwischen Kurz, der bekannten Erfinderin der Würze, und der berühmten Monotonistin Lang ein ernsthaftes Gespräch über den Wert der Zeit statt. Nach stundenlanger heftiger Diskussion verließen beide unversöhnt die Stätte der Auseinandersetzung, auf deren unten folgenden Auszug das Publikum mit Recht gespannt sein darf.

LANG: Zu den erregendsten Momenten bei der Beurteilung von Zeit gehört für mich, daß sie all zu gerne auf alle möglichen Arten zerrinnt, sie läßt sich nicht festhalten, denkt nicht daran zu verweilen und die Nachwirkungen einer schlecht genutzten Zeit sind neben dem Gefühl der Unwiederbringlichkeit auch ein schlechtes Gewissen und eine Anhäufung des Unterlassenen.

KURZ: (schaut auf die Armbanduhr) Da haben Sie schon sehr recht. Es gehört eine Menge Sand in die Augen, wenn die Uhr nicht gesehen werden soll, aber das läßt sich alles leben, solange man sich keine Verpflichtungen auferlegt . . .

LANG: Erlauben Sie mal, das ist ja wohl etwas unrealistisch.

KURZ: Volkstümlich ist es jedenfalls nicht.

LANG: Sie wollen doch nichts anderes, als alle Werte und Normen, ja sogar das redliche Erfüllen zeitlicher Aufwendungen in der gebildeten Welt, um ihr Ansehen und ihren guten Ruf bringen. Sie machen sich ja nicht einmal die Mühe, einen Satz...

KURZ: Sie lamentieren, Sie schlagen die Zeit tot und mir fehlt es an Laune, meine Zeit Ihnen als Folie zu überlassen. Das Ideal der Unabhängigkeit liegt nicht im Ausstopfen jeder Sekunde, sondern in der Verfügung. Ich nehme mir Zeit und mache jeweils das, was mir sinnvoll erscheint.

LANG: Das ist doch grotesk, sie entziehen sich ja jeder Verantwortung, sie kommen an diesen Wirklichkeiten nicht vorbei, sie sollten ihren Tonfall ernster stimmen.

KURZ: Sie kommen mir vor wie eine Eintagsfliege, die um ihr Schicksal weiß und starr vor Panik an der Decke klebend sich allenfalls eine 120 Mi-

The ANIMAL PERFORMERS.

nutenstunde wünscht. Und um was damit zu machen? Lassen Sie sich im Expresszug befördern, nutzen Sie Schnellpuddings und schreiben sie Kurzschrift. Zeitsparend, welch magische Formel! Und das Gesparte, was beginnen sie damit, sie stecken es in den Strumpf.

LANG: Aus dem, was Sie sagen, kann ich nur den Schluß ziehen, daß wir unentwegt aneinander vorbeireden. Sie legen da eine Ignoranz an den Tag, die jedes Maß und jede Regel durch pures Leugnen zu beseitigen hofft. Sie vertreiben sich die Zeit, ihnen ist Kurzweil ein Anliegen, und heftige Gemütsbewegungen erschöpfen sie mehr als jede normale Aktivität. Sie sind einfach leichtfertig im Umgang mit Pflichten und . . .

KURZ: Dämpfen Sie doch ihre moralische Entrüstung. Zum Beispiel habe ich im Augenblick kein anderes Bedürfnis als Mutmaßungen anzustrengen, ob es nun über Oberammergau kommt, oder über Unterammergau kommt, oder ob es überhaupt gewiß sein kann, daß es kommt. Da beginnt Zeit doch wirklich, eine exponierte Rolle zu spielen, wenn das Glück auf dem kürzesten Wege, oder auf Umwegen herbeieilt. Wenn es allerdings ausbleibt, kann man das als verlorene Wartezeit betrachten, wenn man will, aber dann ist immer noch die günstigste Gelegenheit für eine ausgefallene Schimpfrede.

LANG: Nun verstehe ich Sie überhaupt nicht mehr und Sie legen es ja auch darauf an. Ich glaube nicht, daß wir uns noch irgendetwas sagen können. Sie wollen mich nicht verstehen und ich kann sie nicht verstehen.

KURZ: (vor sich hinsummend) ob es über Oberammergau, oder aber über Unterammergau, oder überhaupt nicht kommt, ist nicht gewiß . . .

LANG: (vor sich hinsummend) . . . wer nur den lieben langen Tag ohne Plag, ohne Arbeit verbringet, wer das mag, der gehört nicht zu uns. Wir stehn des morgens fleißig auf, hurtig mit der Sonne Lauf sind wir, wenn der Abend naht, nach getaner Tat eine muntere, fürwahr – eine fröhliche Schar.

(Beide gehen ab)

Gabriele Goettle

Stille Post

Liebe Freunde, ich möchte, daß mein Artikel möglichst schnell in Eurer Zeitschrift erscheint, das wäre ganz toll von Euch, es würde mir ungeheure Freude bereiten. Ich danke Euch im Voraus. Hier der Artikel.

Zu anderen Zeiten hätte ich Deine Existenz nicht einmal bemerkt, aber jetzt bin ich, durch alles, was geschehen ist, seltsam betroffen und leidenschaftlich erregt durch all die Ereignisse, die Dich so nahe berührt haben, Dich, Deine Liebe, und Eure Bande. Ich schreibe nicht, um irgendeine Art von Urteil über die Bande zu fällen, noch um ihre Haltung zu kommentieren, und obwohl ich gegen jede Art von Gewalt sein sollte, kann ich nicht umhin, von der „Baaderbande" fasziniert zu sein!!!

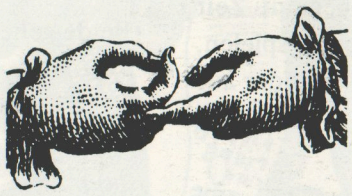
Denn heute will ich nicht politisch argumentieren, sondern mich einzig und allein an Dich wenden, Gudrun, und zu Dir sozusagen von „Frau zu Frau" sprechen. Ich bewundere Dich ungeheuer, erstens, weil Du schön bist, dann bewundere ich Deinen bis ins Extrem getriebenen Idealismus. Aber gleichzeitig beneide ich Dich, ja ich beneide Dich ungeheuer darum, ein Leben geführt zu haben, das ganz Deinem Ideal geweiht war und neben welch einem Mann!!! Welch ein leidenschaftliches Abenteuer mußt Du an seiner Seite erlebt haben, welch eine Erhöhung!!! Ich verstehe Deine Liebe zu ihm. Wer hätte ihn nicht geliebt? Ja, ich muß Dir gestehen, daß ich fasziniert bin von Andreas, weil er für mich den Mann schlechthin repräsentiert, einen Radikalen. Ich bewundere sein Feuer, seine Leidenschaft, ich finde die Art bemerkenswert, wie er seinen Ideen bis zum Ende treu geblieben ist. Welch eine Persönlichkeit! Welch ein Kerl! Er ist eine Art Held unserer Zeit, und es wird lange dauern, bis man wieder einen hat, der so glühend ist wie er. Arme Gudrun, ich glaube, Du würdest Dich sehr langweilen, wenn Du auf die Erde zurückkehren müßtest, um, sei es auch nur für einige Tage, mein kleines Leben zu leben. Du würdest wirklich keinen Mann um Dich herum finden, der dieses Namens würdig wäre, nur diese Pappmännchen, Hammel, ohne jedes Ideal, egoistische und gleichgültige Monstren, Du würdest niemanden se-

hen als diese kleinen Bürokraten ohne jedes Ideal und mit einer verkommenen Mentalität, diese kleinen jämmerlichen Kleinbürger vor allem, diese miesen prätentiösen Arschlöcher, diese Waschlappen aller Art, Du wirst sie an Regentagen mit ihren winzigen Regenschirmen umhergehen sehen, aus Angst sich naßzumachen. Ich glaube, dieses Mal würdest Du sterben vor Lachen oder vor Ekel und schleunigst zu Andreas zurückkehren. Man soll sagen über Deinen Typ was man will. Die halbe Welt mag schreien, daß er ein Schuft war und der Rest der Bande ebenfalls, ich sage nur, daß er ein Mann war im wahrsten Sinn des Wortes, das übertrifft alles, das ist wesentlich wichtiger, als zu versuchen, ihn zu beurteilen oder seine tieferen Motivationen zu verstehen, seien sie auch noch so interessant, leidenschaftlich und zweckmäßig. Für mich war er ein Mann, und das genügt mir, mehr will ich nicht wissen. Du, Gudrun, ich such seit langem einen Mann wie Deinen, einen wahren Kerl, aber ich hab auch schon seit langem kapiert, daß es keinen mehr gibt, ich glaube sogar, daß er einzig in seiner Art war in diesem Jahrhundert. Und Du hast ihn gehabt, bravo Gudrun. Also, weil jeder andere Typ nicht an mein Ideal heranreichen kann, habe ich die Suche aufgegeben, und obwohl ich erst zwanzig bin, kann man mir wirklich nicht verübeln, daß ich meinen homosexuellen Neigungen folge, das ist doch kein Wunder?

Also ich sags noch einmal, bravo Gudrun, daß Du einen solchen Mann geliebt hast und von einem solchen Mann die ganze Zeit (und selbst im Tod) geliebt wurdest. Beunruhige Dich nicht, ruhe sanft mit Deiner großen Liebe und sage Dir, daß das Glück nur den Besessenen gehört.

Michèle

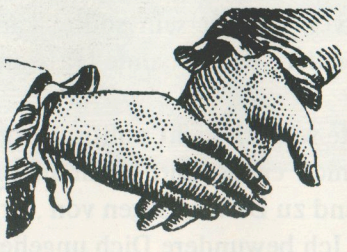
„L'Affaire Allemande"
Liberation, Edition speciale, S. 109
Übers. v. Roswitha Kaever

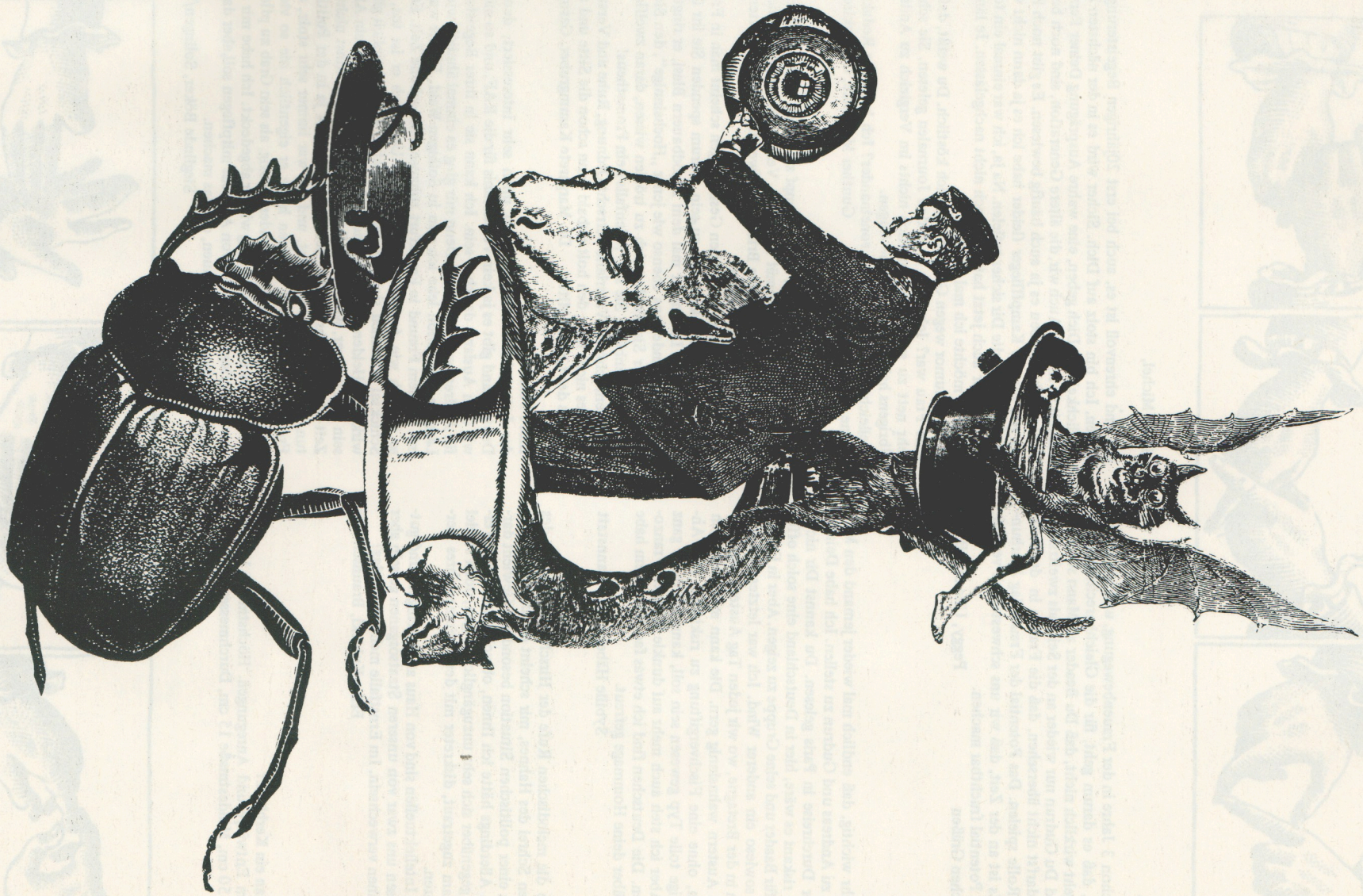


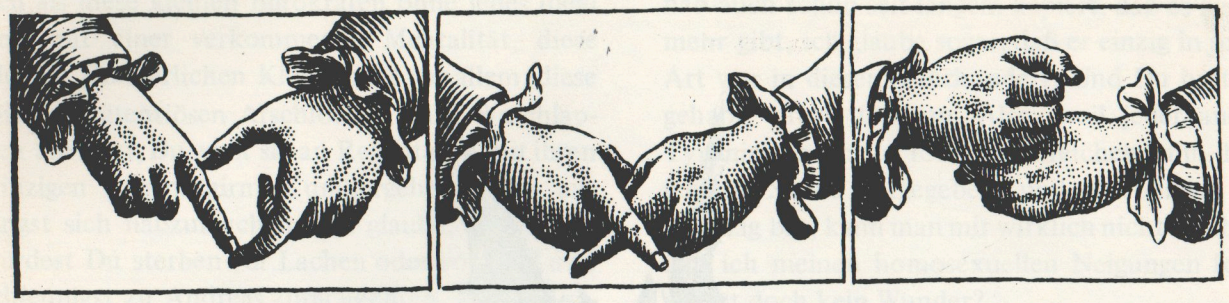
Liebe Michéle,

Ich hätte einen Artikel wie den Deinen nicht für möglich gehalten. Aber Mißverständnisse, gelinde gesagt, produzieren offensichtlich die phantastischsten Gebilde. Ich habe lange herumgerätselt, ob es ironische Raffinesse oder aufrichtige Meinung war, die Dich diesen Brief schreiben ließ. Bis mir bestätigt wurde, daß die Flut von Sätzen, die Du hier aufs Papier gebracht hast, aus Deinem innersten Herzen quoll. Und über Herzensergießungen sollte man nicht lachen. Ich will Deinen Gefühlen auch nicht zu nahe treten. Andererseits will ich Deinen Hymnus auf diese Spezies von Mann nicht unwidersprochen lassen, weil ich einmal glaube, daß Du kein Einzelfall bist – ähnliche rührselige Schwärmereien für Herrn Baader sind mir schon öfter im In- und Ausland begegnet – und weil Du zum anderen aus der Abwesenheit eines solchen Helden recht eigenartige Schlüsse ziehst. Freilich, das triumphierende Selbstbewußtsein, mit dem die Frauenbewegung angetreten ist, wird auch Dich angeweht haben. Wenn ich auch zugebe, daß dies mit einiger Verspätung geschehen sein muß. Denn ich sehe zur Zeit eher ratlose und etwas gelangweilte Gesichter, wenn von Frauenbewegung die Rede ist. Aber seis drum, Du hast jedenfalls vor, dem Macker, den Du nicht mehr finden kannst, zu entsagen, und Dich Deinem eigenen Geschlecht zuzuwenden. Und Du hast recht. Denn wir, die Frauen haben recht und sind viel toller, als diese Waschlappen und Kleinbürger, von denen Du Dich umgeben siehst. Allerdings benütze auch ich einen Regenschirm, wenn es regnet. Du gestattest, daß ich zu diesem nützlichen Gegenstand greife, den sicherlich auch ein Mann erfunden hat, hinter dem eigentlich eine Frau steckt. Mich beunruhigt nur etwas Deine ausgeprägte Neigung zum Heroischen, und ich fürchte, Du wirst dieser auch innerhalb Deiner homosexuellen Neigungen nachgeben wollen. Vielleicht schwebt Dir dann das Bild von der Freiheit, die das Volk führt, vor Augen, auf dem eine barbusige Dame siegreich über leichenbesäte Barrikaden stürmt. Nur, auch diese Frau ist ebenso eine heroische Hohlform wie Dein von Dir so glühend verehrter Herr Baader. Doch sie sind ja so schön anzuschauen, sie sind so erhaben und erhebend, und sie nehmen uns wahrlich viel ab. Sie vertreiben uns die Langeweile und geben uns das Gefühl von Freiheit und Abenteuer. An ihrer Seite fordert uns der Tod nur ein geringschätziges Lächeln ab. Sie reißen uns aus unserem „kleinen Leben" und erhöhen – ja was eigentlich. Bedenke die Differenz zwischen uns und ihnen. Die Helden, die bisher angebetet wurden, standen immer auf einem großen Haufen von Leichen, hoch droben. Und wenn man nicht aufpaßt, liegt man unten und steht nicht oben. Dieses Problem des Unten und Oben zu lösen, war ja auch eines der vornehmsten Ziele der Frauenbewegung. Aber nun werden wieder Helden, charismatische Führergestalten, gewünscht. Und da es unserem Jahrhundert offensichtlich daran mangelt, wie Du meinst, kann man diese ja auch als Heldinnen wiederauferstehen lassen. Der Nachholbedarf an Heldinnen scheint innerhalb der Frauenbewegung immens. Wir sitzen nicht mehr zu Füßen der Meister, sondern der Meisterinnen, deren erleuchteten Reden wir jetzt sprach- und atemlos lauschen. „Das Glück gehört nur den Besessenen". Helas – Foucault, Deleuze, Guattari, je vous entends trapser. Aber aus einem beseelten Frauenmund hört es sich ganz reizend an. Aber ich muß Dir gestehen, ich mag Deine Ideale nicht, diese ewig schleimigen Klischees von Heldentum, Liebe und Tod.

Roswitha Kaever







Liebe Michèle,

wir arbeiten schon 3 Jahre in der Frauenbewegung, und wir haben immer betont, daß es darum geht, für die Gleichberechtigung zu kämpfen. Es geht wirklich nicht, daß Du Baader als Mann so exponierst, während Du Gudrun nur wieder an der Seite als zweitrangig hinstellst. Du darfst nicht übersehen, daß die Frauen in der RAF eine tragende Rolle spielen. Das Potential der Frauen lag Jahrhunderte brach. Es ist an der Zeit, daß wir uns schwesterlich vereinigen und dieses Potential fruchtbar machen.
Mit feministischen Grüßen Peggy, Ulla und Babsi

Hallo, Michèle

Ich finde es sehr wichtig, daß endlich mal wieder jemand den Mut hat, sich offen zu Andreas und Gudrun zu stellen. Ich habe Deinen Artikel auf der Durchreise in Paris gelesen. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie riskant es wäre, hier in Deutschland eine solch offene Sympathie für Baader und seine Gruppe zu zeigen. Aber in Frankreich weht ja sowieso ein anderer Wind. Ich war letztes Mal mit meinem Typen in der Bretagne, wo wir jeden Tag Austern gegessen haben. Ich eß Austern wahnsinnig gern. Die kann man hier auch nicht genießen, ohne eine Fischvergiftung zu riskieren. Daß Andreas der einzige tolle Typ gewesen sein soll, kann ich nicht ganz akzeptieren. Aber ich steh auch mehr auf dunkle Männer, Franzosen am liebsten. Die Deutschen find ich etwas fad. Trotzdem habe ich mich sehr über deine Hommage gefreut.
Sybille Häberle, Bad Cannstatt

Meine Liebe,
auch ich liebe die melodischen Rufe der Hirsche, das Brüllen des Löwen und den Schrei des Hahnes, mir scheint es nur fraglich, ob man in solche einer politischen Situation besonderes Gewicht darauf legen soll. Allerdings hätte ich Ihnen, obwohl Sie bloßen Vernunftgründen gegenüber sich sehr unzugänglich zeigen, doch so viel Takt und Scham zugetraut, diskreter mit den Träumen ihres Herzens zu verfahren.
Wir deutschen Inteliektuellen sind von Haus aus intelligent und gutmütig, wir lassen uns zwar von unseren Staatsorganen geiseln aber niemals mit ihnen verwechseln. Im Ernstfalle meinten Sie das?
Erika Kubicki, Braunschweig

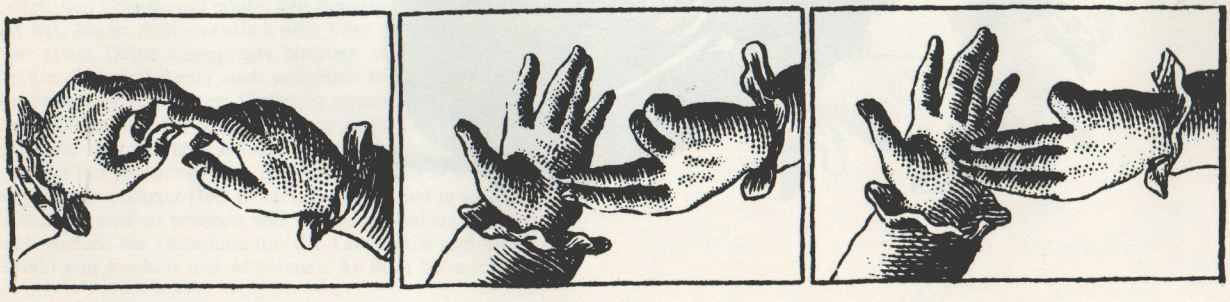
Wie bastelt man ein Kerbholz?
Wir bitten um Entwürfe und Anregungen. Höchstmaße 110 cm, Durchmesser 50 cm, Mindestmaße 15 cm, Durchmesser 10 cm.

Lieber Michel,

süß und ehrenvoll ist es, auch bei erst 20jährigen Begeisterung zu finden. Ich bin stolz auf Dich. Sicher wird es in der nächsten Zeit Möglichkeit für Dich geben, eine wahre Ausprägung Deiner Persönlichkeit zu finden. Auch wir, die ältere Generation, sind noch begeisterungsfähig, haben es ja auch häufig bewiesen. Es gibt noch Photos von mir als Kampfflieger (leider habe ich es ja dann nicht werden können), die Dir sicher gefielen. Na ja, ich war einmal ein toller Hecht, aber auch jetzt hat alles noch nicht nachgelassen. Je länger, je lieber, möchte ich mal sagen.
Deinen Humor wegen Gudrun finde ich köstlich. Du weißt, daß sie eine Frau war? Ich habe es in den Journalen gelesen. Sie scheint sehr nett zu sein, aber natürlich nichts im Vergleich zu Andreas. Übrigens habe auch ich blaue Augen.
Vielleicht hören wir einmal voneinander? Ich lasse der Redaktion meine Adresse. Gunther Metschke, Gelsenkirchen

An eine Sympathisantin.
Ich habe keine Neigung, einen Kampf zu führen gegen die Wirrnis, die ihr verehrendes Gemüt bedrückt. Vergeblich wäre er ohnehin. Sie betreiben da in Ihrem Brief ein aufwendiges Pathos, hätten Sie sich lieber totgeschwiegen!
Von irgendwelchen politischen Gesinnungen scheint man in Frankreich ohnehin abgekommen zu sein, warum spenden Sie ihr überschwappendes Lob nicht mal dem Einödbauern Blasi, er ringt mit der Natur mindestens ebenso wie jener „Hochsinnige", den Sie bejubeln. Aber Sie werden sich zu trösten wissen, daran zweifle ich keinen Augenblick, Sie sind jedenfalls kein Prometheus!
In diesem schönen Vaterland herrscht Ordnung, Ruhe und Verstand, wer dies nicht mag, den holt alsbald dann schon die Sitte und reißt ihn aus des Lebens Mitte. Dr. Margarete Kammgruber, Garmisch

Liebe Frauen,
der Leserbrief von Michele hat mich sehr interessiert, denn in Deutschland gibt es ja kein Verständnis für die RAF, und so müssen wir dem Ausland dankbar sein. Ich kann sie in ihrer Begeisterung für Andreas gut verstehen. Denn mir ging es einmal ähnlich wie ihr. Längere Zeit schon lebe ich nun in Solingen-Wald. Früher war ich mit meinem Freund in Frankfurt zuhause, eine schöne Zeit. Er war so ähnlich wie Andreas, auch optisch. Und auch er ist tot, sein Schicksal entschied sich auf der Autobahn. Wahrscheinlich gibt es wirkliche Helden nun nicht mehr. Anfangs wurde mir mein Alleinsein sehr schwer, wenn mein Freund natürlich auch sonst nicht viel Zeit für mich übrig hatte, schließlich hatte er ja in der Politik zu tun. Da hat er viel geleistet, und ich war immer sehr stolz, seine Freundin zu sein. Mit anderen hatte er eigentlich nie so viel im Sinn. Nun bleibt mir nichts anderes übrig, als sein Grab zu pflegen, ich habe es zum Totensonntag wieder abgedeckt. Ich habe mir auch schon überlegt, ob ich das von Andreas mitpflegen soll, aber da gibt es sicher schon genug Frauen, die das machen.
Sieglinde Böker, Solingen/Wald



Herausgeberin:	Brigitte Classen
Redaktion:	Gabriele Goettle Brigitte Classen
Mitarbeiterinnen:	Ute Boose Beatrice Brauckmann Elfriede Jelinek Roswitha Kaever Eva Mayer Ginka Steinwachs Branka Wehowski Gisela von Wysocki und andere
Graphische Gestaltung:	Gabriele Goettle
Layout:	Brigitte Classen Gabriele Goettle
Herstellung:	*viva* Frauendruck, Mehringdamm 51, 1000 Berlin 61 (Reprographie) contrast gmbh, Haupstr. 159 1000 Berlin 62 (Satz und Druck)
Redaktionsanschrift:	Gabriele Goettle Brigitte Classen Geibelstr. 4 1000 Berlin 45 Tel.: (030) 811 18 75
Postscheckkonto:	Brigitte Classen PSchA Berlin (West) Nr. 239644 - 104
Vertrieb für Berlin und die BRD	Frauenbuchvertrieb Danielle de Baat Laubacher Str. 6 1000 Berlin 33

Abonnement und Auslandsbestellungen sind an die Redaktion der SB zu richten.
Einzelbestellungen, sowie mehrfache Bestellungen sind an den Frauenbuchvertrieb Danielle de Baat (Adresse siehe oben) zu richten.
Anzeigen werden nur entgegengenommen, wenn sie von Frauenprojekten ausgehen (Trödelläden, Kneipenwirte, Schaumstoffhersteller u.dgl. würden sich vergeblich bemühen).